Digitized by Google

Black.

Leben und Abenteuer eines Schooßkindes.

Von

Alexander Dumas.

Nach dem französischen Manuscripte

von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1858.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Digitized by Google

P.O. gall. 2564 d
(1-3

Bayerische
Staatsbibliothek
München

B

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek München

I.

Wo der Leser mit den beiden Hauptpersonen des Buches Bekanntschaft macht.

Der Chevalier de la Graverie machte zum zweiten Male die Runde um die Stadt.

Vielleicht wäre es logischer, dem Leser zuvörderst zu sagen, wer der Chevalier de la Graverie war und in welchem der sechsundachtzig Departements von Frankreich die Stadt lag, um welche er die Runde machte. Aber wir haben in einer Anwandlung von Humor, der wahrscheinlich eine Folge des unlängst eingeathmeten englischen Nebels ist, den Entschluß gefaßt, einen neuen, noch nie dagewesenen Roman zu machen.

Wie man's anfängt, einen neuen, noch nie dagewesenen Roman zu machen? Man kehrt die Ordnung der andern Romane um.

Deshalb fangen wir nicht, wie es bisher Sitte war, beim Anfange, sondern beim Ende an. Dieses Beispiel wird gewiß Nachahmung finden, und in einiger Zeit wird man die Romane nur noch beim Ende anfangen.

Ueberdies haben wir noch einen andern Grund, die gewöhnliche Ordnung umzukehren: wir fürchten, daß die tro-

Digitized by Google

ckenen biographischen Notizen den Leser abschrecken und ihn bewegen würden, schon am Ende der zweiten Seite das Buch zuzuschlagen.

Vor der Hand wollen wir also nur sagen was wir ohnedies nicht verschweigen können, daß die Scene um das Jahr 1842 zu Chartres in der Landschaft Beauce, auf der um die alten Festungswerke der vormaligen Hauptstadt der Carnutes, von Ulmen beschatteten Promenade eröffnet wird.

Mit diesem Vorbehalt hinsichtlich der Jugendzeit unseres Helden, oder vielmehr des einen unserer Helden, verwahren wir uns gegen die Beschuldigung, als ob wir den Leser hinterrücks mit einer langweiligen Jugendbiographie zu überfallen beabsichtigten. Wir fahren fort.

Der Chevalier de la Graverie war auf seiner zweiten Runde um die Stadt. Er kam eben an den Theil der Wallpromenade, wo man die großen Höfe der Reitercaserne übersehen kann.

Der Chevalier stand still. Es war sein Lieblingsplatz.

Der Chevalier de la Graverie ging jeden Mittag Schlag zwölf Uhr aus, nachdem er seinen Kaffeh ungezuckert genommen und drei bis vier Stücke Zucker in die Rocktasche gesteckt hatte, um dieselben unterwegs zu essen. Er wußte es immer so einzurichten, daß er in dem Augenblicke, wo zum Pferdeputzen geblasen wurde, bei der Reitercaserne ankam.

In der Persönlichkeit oder Haltung des Chevalier lag freilich durchaus nichts Militärisches; im Gegentheil, er war der einfachste, gutmüthigste Mensch von der Welt. Aber er sah gern das pittoreske, lebensvolle Bild, das ihn an die Zeit erinnerte, wo er selbst — unter welchen Umständer, werden wir später sagen — Musketier zu Pferde gewesen war.

Digitized by Google

Er war sehr stolz darauf — seitdem er nicht mehr Musketier war.

Denn ohne sich das Ansehen zu geben, als ob er in den Erinnerungen an eine frühere Zeit Trost für die Vergangenheit suchte, trug er sein vormals semmelfarbenes und mit der Zeit perlgrau gewordenes Haar mit philosophischem Gleichmuth und schien überhaupt mit den Gaben, welche ihm die Natur in nicht sehr reichem Maße beschieden, vollkommen zufrieden; aber er zeigte sich den gemüthlichen Spießbürgern, die gleich ihm bei der Reitercaserne ihre tägliche Zerstreuung suchten, gern als Kenner der Pferde und des Cavalleriedienstes, und es machte ihm Freude, wenn seine Nachbarn zu ihm sagten:

»Chevalier, Sie müssen in Ihrer Zeit ein hübscher Offizier gewesen seyn.«

Diese Vermuthung war dem Chevalier um so angenehmer, da sie völlig ungegründet war.

Es dürfte hier der Ort seyn, ihn dem Leser in seiner äußern Erscheinung vorzuführen; seine geistigen Eigenschaften werden sich später von selbst entwickeln.

Der Chevalier de la Graverie war ein kleines corpulentes Männchen von sieben- bis achtundvierzig Jahren, weichlich und schlaff, nach Art der Weiber und Eunuchen. Sein in den politischen und militärischen Personenbeschreibungen gewöhnlich als »blond« bezeichnetes Haar war, wie schon erwähnt, gelblich und ging ins Perlgraue über. Seine großen, ultramarinblauen Augen hatten gemeiniglich den Ausdruck der Unruhe, zuweilen waren sie jedoch starr und träumerisch. Seine Ohren waren groß und schlaff, seine Lippen dick, die Unterlippe war etwas herabhangend. die Gesichtsfarbe stellenweise röthlich, und fast aschgrau wo sie nicht roth war.

*

Digitized by Google

Der Kopf wurde von einem kurzen dicken Halse getragen; der Rumpf war ganz Bauch, und an beiden Seiten desselben hingen ein Paar dünne, kurze, kraftlose Arme, die mit Scharnieren an den Schultern befestigt zu seyn schienen.

Der Bauch endlich bewegte sich mit Hilfe kleiner Beinchen, rund wie Würste und etwas säbelförmig gekrümmt.

In dem Augenblicke, wo wir das Männlein dem Leser vorstellen, bestand seine Kleidung aus einem niedrigen schwarzen Castorhut mit breitem Rande, aus einem feinen gestickten weißen Halstuch, aus einer weißen Piquéweste, blauem Frack mit vergoldeten Knöpfen, etwas kurzen und engen Nankinhosen, bunten baumwollenen Strümpfen, und Schuhen mit großen Bandschleifen.

Das Pferdeputzen der Cavallerie war der Glanzpunkt, die vorzüglichste Augenweide seines täglichen Spazirganges, der ihm zur Gewohnheit, zur diätetischen Nothwendigkeit geworden war. In der Nähe der Reitercaserne begann er immer rascher zu gehen als sonst; er sehnte sich nach dem Pferdeputzen wie ein Feinschmecker nach einem guten Bissen.

Vor der Bank am Rande der zu den Stallungen hinabführenden Böschung stand der Chevalier de la Graverie still und schaute in den Casernenhof hinunter, ob seine Augenweide bald beginnen werde; dann setzte er sich methodisch, wie ein alter Habitué im Parterre des Théâtre-Français Platz nimmt, legte beide Hände auf den goldenen Stockknopf und das Kinn auf die Hände und erwartete das Trompetensignal.

Gerade an diesem Tage würde das interessante Schauspiel des Pferdeputzens manchen blasirteren und minder neugierigen Bummler, als unser Chevalier war, gefesselt haben; nicht als ob das tägliche Geschäft an sich etwas Ungewohntes

Digitized by Google

gehabt hätte: es waren dieselben Braunen, Füchse, Schimmel, Rappen Schecken, die unter Striegel und Kartätsche wieherten und stampften; man sah dieselben Dragoner in Holzschuhen und Zwilchhosen, dieselben sich langweilenden Unterlieutenants, denselben ernsten, strengen Commandanten, der auf einen Verstoß gegen die Vorschriften lauerte, wie die Katze auf die Maus. Aber an dem Tage, wo wir dem Chevalier de la Graverie begegnen, wurde diese Masse von Zwei- und Vierfüßlern von einer schönen Herbstsonne gar freundlich beleuchtet, welche sowohl den Gesammteindruck des Bildes erhöhte, als auch die Einzelnheiten in einem günstigen Lichte erscheinen ließ. Der Chevalier glaubte die Croupen der Pferde noch nie so glänzend, die Helme und Säbel noch nie so funkelnd, die Gesichter noch nie so scharf und deutlich markirt, das ganze Bild noch nie so reizend gesehen zu haben.

Die beiden majestätischen Thürme der alten ehrwürdigen Cathedrale prangten im goldenen Sonnenlicht, das von dem italienischen Himmel geborgt zu seyn schien; ihre durchbrochenen Verzierungen hoben sich an dem reinen, wolkenlosen Himmel wie spitzenartige feine Auszackungen hervor und das Laub der Bäume hatte jene wunderschönen Schattirungen von Grün, Purpur und Gold, welche einer Herbstlandschaft einen so eigenthümlichen Reiz geben.

Der Chevalier gehörte freilich keineswegs der romantischen Schule an, und es war ihm nie in den Sinn gekommen die »Méditations poétiques« von Lamartine, oder die »Feuilles d'automne« von Victor Hugo zu lesen; aber er fühlte sich unwillkürlich gefesselt durch das wunderherrliche, majestätische Panorama, das sich vor seinen Blicken ausbreitete. Es ging ihm wie allen geistesträgen Menschen: statt einen Ueberblick über die Scene zu gewinnen und den Flug der Ge-

Digitized by Google

danken von dem eigenen Willen abhängig zu machen, wurde er bald von ihrem Eindruck überwältigt und versank in jene geistige Erschlaffung, wo man vor sich hinstarrt, ohne zu sehen, wo man die an das Ohr dringenden Klänge nicht hört, wo die Traumbilder bunt und rasch auf einander folgen, wie die stets wechselnden Flächen des Kaleidoskops, ohne daß der Träumer die Kraft hat, einen seiner vorüberschwimmenden Träume zu erhaschen und festzuhalten. Ein solcher Zustand hat eine entfernte Aehnlichkeit mit der Trunkenheit des Opiumrauchers oder Hatschi-Essers.

Als der Chevalier einige Minuten in diesem halbwachen Zustande gewesen war, wurde er durch ein ganz materielles Gefühl in die Wirklichkeit zurückversetzt. Es schien ihm als ob sich eine kecke Hand verstohlen in seine linke Rocktasche einzuführen suchte.

Er sah sich rasch um, und zu seinem großen Erstaunen erblickte er nicht das Galgengesicht eines Taschendiebes oder Beutelschneiders, sondern das ehrliche, gutmüthige Antlitz eines Hundes, der, ohne die mindeste Verlegenheit zu verrathen, gar freundlich mit dem Schweif wedelte und sich lüstern die Schnauze leckte.

Der Taschendieb, der den Chevalier so ungestraft seinen Träumen entrissen hatte, gehörte zu der großen Race langhaariger Jagdhunde, welche zugleich mit den von Jacob I. an seinen Vetter Carl VII. gesandten Hilfstruppen aus Schottland nach Frankreich herübergekommen ist. Er war schwarz, nemlich der Jagdhund, mit einem weißen Streifen auf der Brust; er hatte einen langen fahnenartigen Schweif, weiches, glänzendes Haar, schöne, lang herabhängende Ohren, und kluge, fast menschliche Augen.

Kurz, es war für Jedermann ein herrliches Thier, das

Digitized by Google

wirklich bewundert zu werden verdiente; aber der Chevalier de la Graverie, der eine große Gleichgiltigkeit gegen alle Thiere, insbesondere gegen Hunde, zur Schau trug, widmete den äußern Reizen des interessanten Taschendiebes nur sehr geringe Aufmerksamkeit.

Er sah sich enttäuscht. — In dem Augenblicke, als er eine Bewegung an seiner Rocktasche fühlte, hatte seine plötzlich aus dem Schlummer aufgerüttelte Phantasie ein ganzes Drama aufgebaut.

Es gab Spitzbuben in Chartres! Eine Bande von »pick-pockets« hatte sich in die Hauptstadt der Landschaft Beauce eingeschlichen, um den reichen Bürgern die Napoleons und Banknoten aus den Taschen zu holen. Und diese Bösewichter, durch die Klugheit und den Scharfsinn eines Spazirgängers entlarvt, ins Gefängniß geschleppt, vor die Assisen gestellt und zum Bagno verurtheilt — das war in der That eine prächtige Unterhaltung, die in das einförmige Leben der Provinzstadt eine höchst picante Abwechslung gebracht hätte! Man kann sich daher denken, wie unangenehm es war, aus diesem unverhofften Gaudium in das langweilige Alltagsleben zurückzusinken!

Der Chevalier machte also in der ersten Aufwallung des Aergers gegen den Urheber dieser Enttäuschung einen Versuch, den Schmarotzer durch ein olympisches Stirnrunzeln zu verjagen; aber der Hund hielt unerschrocken das Feuer dieses Blickes aus und sah seinen Gegner sogar recht freundlich und zutraulich an, als ob er sagen wollte: Warum zürnen Sie mir? Haben Sie doch Mitleid mit mir!

Das Auge ist bei den Hunden wie bei den Menschen der Spiegel der Seele. Der Blick des Hundes rührte den Chevalier so tief, daß er sofort seine Stirn entrunzelte, in dieselbe

Digitized by Google

Tasche griff, auf welche der Hund einen verstohlenen Angriff versucht hatte, und ein Stück Zucker herausnahm.

Der Hund nahm den Leckerbissen mit der größten Zartheit. Wer ihn sah, wie er so vorsichtig, so freundlich, so zufrieden das süße Almosen hinnahm, würde nie geglaubt haben, daß Diebesgedanken in diesem grundehrlichen Gemüthe hätten aufkommen können. Ein scharfer Beobachter, ein Physiognomiker hätte vielleicht einen etwas lebhafteren Ausdruck der Dankbarkeit gewünscht, während die weißen Zähne des Thieres den Zucker zermalmten; aber die Bauchdienerei, bekanntlich eine der sieben Todsünden, gehörte zu den schwachen Seiten des Chevalier, der die Freuden der Tafel als eine Würze des geselligen Lebens betrachtete. Statt daher dem Hunde ob des mehr sinnlichen als dankbaren Ausdrucks seines Gesichts zu zürnen, betrachtete er mit aufrichtiger und fast neidischer Bewunderung die von dem eingebürgerten Schottländer gegebenen Aeußerungen des Gaumenkitzels.

Der Hund gehörte offenbar zu der Classe der unverschämtesten Bettler. Kaum war der Leckerbissen verschlungen, so wiederholte er seine bereits als erfolgreich erprobten Schmeicheleien, um die Wohlthätigkeit des Spazirgängers wieder in Anspruch zu nehmen. Er schien zu wissen, daß er nicht vergebens bat, und wurde zudringlich wie alle Bettler. Der Chevalier ließ sich durch die feuchten bittenden Blicke und das freundliche Wedeln bethören und fütterte den interessanten Schmarotzer bis die Tasche ganz leer war.

Der Chevalier konnte sich eines gewissen bittern Gefühls nicht erwehren; er hatte in den verschiedensten Menschenclassen, vom Höfling bis zum Stallknecht, so viel Undank gesehen, daß er erwartete, ein Mitglied der Hundegenossenschaft werde das

Digitized by Google

von den Adamssöhnen seit Jahrtausenden gegebene Beispiel befolgen.

Diese langjährige Erfahrung hätte den Chevalier de la Graverie gleichgiltig machen sollen; aber es that ihm weh, noch einmal auf seine Kosten den allgemeinen Undank zu erfahren. Er wünschte daher seinem neuen Bekannten eine peinliche Verlegenheit und sich selbst die daraus entstehenden Demüthigungen zu ersparen. Er griff noch einmal in die Rocktasche und nachdem er sich überzeugt hatte, daß kein Zucker mehr darin war, nachdem er, um den Hund von seiner Ehrlichkeit zu überzeugen, die Tasche umgekehrt hatte, streichelte er den Hund, um ihn in Gnaden zu entlassen, stand auf und ging weiter ohne sich umzusehen.

II.

Wo Jungfer Marianne das Programm ihres Charakters gibt.

Der Chevalier war kaum einige hundert Schritte fortgegangen, so wurde sein Entschluß, sich nach dem Hunde nicht umzusehen, durch die Neugier stark erschüttert, und es bedurfte einer bedeutenden moralischen Kraft, um den Einflüsterungen des Dämons zu widerstehen.

Als er über die Brücke in die Stadt ging, bekam die Neugier endlich die Oberhand und er benutzte den eben ankommenden Pariser Postwagen als Vorwand, auf die Seite zu treten und sich umzusehen. Zu seinem größten Erstaunen sah er, daß ihm der Hund auf dem Fuße folgte.

»Ich habe Dir nichts mehr zu geben, armes Thier!« sagte der Chevalier, indem er seine leeren Taschen schüttelte.

Digitized by Google

Der Hund ſchien den Sinn und die Bedeutung dieſer Worte zu verſtehen, denn er machte einige humoriſtiſche Sprünge, als ob er ſeinen Dank und ſeine Zufriedenheit zu erkennen geben wollte; da er nicht wußte, wie lange der Chevalier auf der Brücke verweilen würde, ſo ſtreckte er ſich platt auf den Erdboden aus, legte den Kopf auf die Vorderfüße, fing an zu bellen und wartete dann ruhig, daß ſein neuer Freund weitergehe.

Sobald der Chevalier von der Stelle ging, ſprang der Hund auf und hüpfte voraus.

Wie das Thier die Worte des Menſchen zu verſtehen ſchien, ſo ſchien der Menſch die Geberde des Thieres zu verſtehen.

»Ich verſtehe Dich,« ſagte er, »Du willſt mit mir gehen. Aber ich bin ja nicht dein Herr, und um mir zu folgen, mußt Du Jemand verlaſſen — Jemand der Dich aufgezogen, gefüttert, gehegt und gepflegt hat: vielleicht einen Blinden, den Du geführt, oder eine alte Witwe, deren Troſt Du warſt! Ein Bischen Zucker hat Dich bewogen, deinen frühern Herrn zu vergeſſen, ſo wie Du ſpäter gewiß auch mich vergeſſen wirſt, wenn ich ſo ſchwach wäre Dich mitzunehmen. — Geh, geh, Medor, Du biſt nur ein Hund, Du haſt nicht das Recht undankbar zu ſeyn. Etwas Anderes wäre es, wenn Du ein Menſch wäreſt!«

Aber ſtatt dem Befehl zu gehorchen, oder der philoſophiſchen Betrachtung Gehör zu geben, bellte der Hund noch lauter und machte noch luſtigere Sprünge.

Dieſe zweite Gedankenreihe, die im Geiſte des Chevaliers wie eine dunkle Flut aufgeſtiegen war, hatte ihn leider ſehr verſtimmt. Anfangs mochte er ſich wohl geſchmeichelt fühlen durch die Zuneigung, die ihm der Hund zu erkennen gegeben; aber er

Digitized by Google

bedachte, daß dieſe Zuneigung wahrſcheinlich einen mehr oder minder ſchwarzen Undank verberge, und er zog die Beſtändigkeit dieſer ſo leichtſinnig bewilligten Freundſchaft in Zweifel. Endlich beſtärkte er ſich in einem ſeit vielen Jahren gefaßten Entſchluſſe, keinem lebenden Weſen fortan ſeine Zuneigung mehr zu ſchenken. Wie er dieſen Entſchluß gefaßt hatte, werden wir ſpäter erklären.

Aus dieſer Andeutung wird der Leſer erſehen, daß der Chevalier de la Graverie ein Misanthrop war.

Feſt entſchloſſen, dieſes neue freundſchaftliche Verhältniß für immer abzubrechen, verſuchte der Chevalier zuerſt den Hund durch ſanfte Ueberredung zu entfernen. Nachdem er ihn Medor genannt und einen ernſten Verſuch, ihn fortzuſchicken, gemacht hatte, erneuerte er denſelben Befehl und gab ihm dabei eine Menge von Namen aus der Mythologie und dem Alterthume: Morpheus, Jupiter, Caſtor, Pollux, Actäon, Cäſar, Neſtor, Romulus, Tarquin, Ajax. Dann kamen die altſcandinaviſchen Namen Oſſian, Fingal, Odin, Thor und die engliſchen Trim, Tom, Dick, Nick, Mylord, Stop an die Reihe; und als auch dieſe wirkungslos blieben, kramte er alle in ſeinem Gedächtniß vorräthigen Phantaſienamen: Caro, Sultan, Phanor, Türk, Oli, Mouton u. ſ. w. aus. Aber alle dem Hunderegiſter entnommenen Namen waren nicht im Stande, den hartnäckigen Schottländer fortzujagen. Das von den Menſchen geltende Sprichwort: Niemand iſt tauber als Einer, der nicht hören will, fand, in dieſem Falle wenigſtens auch auf die Hunde eine Anwendung.

Der Jagdhund, der vorhin die Gedanken ſeines neuen Freundes ſo leicht errieth, ſchien jetzt weit entfernt, ihn zu verſtehen. Je ernſter und drohender das Geſicht des Chevalier

Digitized by Google

wurde, desto lauter wurde sein Gebell, desto lustiger waren seine Sprünge. Endlich als der Chevalier wider seinen Willen, aber gezwungen durch die Nothwendigkeit, seinen Gedanken einen klaren, verständlichen Ausdruck zu geben, seinen Stock mit dem goldenen Knopfe hob, um die ultima ratio der Hunde anzuwenden, legte sich das arme Thier auf den Rücken und bot dem Stock mit rührender Ergebung seinen Leib.

Der Chevalier mochte durch Unglück, aus welchem wir dem Leser durchaus kein Geheimniß machen wollen, ein Misanthrop geworden seyn, aber er besaß keinen bösen Charakter. Er wurde durch die demüthige Unterwürfigkeit des Hundes sogleich beschwichtigt, nahm seinen Stock in die linke Hand und wischte sich die Stirn; denn während dieses Auftritts, in welchem er nicht nur gesprochen, sondern auch gesticulirt hatte, war ihm der Schweiß ausgebrochen.

»Komm nur, mein Hund,« sagte er, sich überwunden gebend; »aber weiter als bis zu meiner Hausthür sollst Du mir nicht folgen!«

Aber der Hund kannte vermuthlich das Sprichwort: Zeit gewonnen, Alles gewonnen! Denn er sprang sogleich auf und machte tausend lustige Sprünge um den Herrn, auf den seine endgiltige Wahl gefallen zu seyn schien, und ging so vertraulich mit ihm um, daß alle Bürger von Chartres, die dem Chevalier begegneten, ganz verwundert stehen blieben und sich freuten, daß sie ihren Freunden und Bekannten dieses Räthsel in Form einer bejahenden Frage aufgeben konnten: »Der Chevalier de la Graverie hat also jetzt einen Hund?«

Der Chevalier, der auf einmal der Gegenstand des Stadtgespräches geworden war, benahm sich sehr würdevoll und kümmerte sich durchaus nicht um die Neugier, die er auf seinem Spazirgange geweckt hatte. Ohne von seinem Beglei-

Digitized by Google

ter im mindeſten Notiz zu nehmen, blieb er überall ſtehen, wo etwas zu ſehen war: bei dem Stadtthore, deſſen alte Zinnen ausgebeſſert wurden; auf dem Ballplatz, der durch ein halbes Dutzend Spieler und eben ſo viele ſchreiende Gaſſenjungen belebt wurde; bei einem Seiler, deſſen Arbeit er mit einem ihm ſelbſt unerklärlichen Intereſſe zuſah.

Wenn ihm die Liebkoſungen des Hundes von Zeit zu Zeit ein freundliches Lächeln entlockten, ſo unterdrückte er es ſogleich wieder und nahm ſeine gleichgiltige Miene wieder an, wie ein Raufbold, der ſich ſeinem Gegner gegenüber eine Blöße gegeben hat, ſich ſorgfältig deckt.

So kamen Beide an das Haus Nr. 9, in der Rue des Lices, welches der Chevalier de la Graverie ſchon ſeit einer Reihe von Jahren bewohnt hatte.

Vor dem Hauſe ſah der Letztere ein, daß alles Uebrige nur eine Art von Prolog geweſen war, und daß die wirklichen Schwierigkeiten hier erſt beginnen würden.

Während der Chevalier ſeinen Hauptſchlüſſel in das Thürſchloß ſteckte, wartete der Hund ganz wohlgemuth, als ob er hier ſchon lange aus- und eingegangen wäre und dieſes Haus als das ſeinige betrachtete. Sobald ſich die Thür aufthat, ſchlüpfte er behende zwiſchen die Füße des Chevalier, um ihm vorauszueilen; aber der Herr vom Hauſe zog die kaum geöffnete Thür ſo raſch wieder zu, daß der Schlüſſel durch die Erſchütterung mitten auf die Straße geſchleudert wurde.

Der Jagdhund ſprang dem Schlüſſel nach, und wie ungern auch ſelbſt gut dreſſirte Hunde einen eiſernen Gegenſtand mit den Zähnen berühren, ſo nahm er doch den Schlüſſel auf und brachte ihn dem Chevalier.

Ohne gerade gerührt zu werden, wurde der Chevalier

Digitized by Google

de la Graverie doch zu mancherlei Betrachtungen veranlaßt. Er hatte es keineswegs mit einem gemeinen Köter, sondern mit einem wohlerzogenen Jagdhunde zu thun. Ohne seinen ersten Entschluß aufzugeben, erkannte er doch, daß der Jagdhund einige Rücksicht verdiene; und da bereits einige Personen stehen blieben, um den sonderbaren Auftritt anzusehen, da sogar einige Fenstervorhänge aufgezogen wurden, so beschloß er, in einem Kampfe, in welchem er wahrscheinlich den Kürzern ziehen würde, seine Würde nicht aufs Spiel zu setzen und eine dritte Person zu Hilfe zu rufen.

Er steckte daher den Hausschlüssel, den ihm der Hund überreichte, in die Tasche und zog die Thürglocke.

Obschon die Glocke im Hause laut ertönte, so blieb sie doch wirkungslos. Es regte sich nichts im Hause, als ob der Chevalier an der Thür eines verzauberten Schlosses geläutet hätte, und erst als er wiederholt und heftiger den Rehfuß an der dünnen eisernen Kette gezogen hatte, that sich ein Schubfenster im ersten Stocke auf und das grämliche Gesicht eines fünfzigjährigen Frauenzimmers wurde sichtbar.

Das Gesicht kam mit solcher Vorsicht hervor, als ob die Stadt von Normannen oder Kosaken bedroht gewesen wäre, und suchte den Urheber des ungewöhnlichen Lärms zu erkennen.

Aber der Herr vom Hause, der natürlich das Oeffnen der Hausthür und nicht eines Fensters im ersten Stocke erwartete, hatte sich dicht an die Thür gedrängt, um schnell eintreten zu können, und war unter dem mit wilden Blumen bewachsenen Gesimse von oben nicht sichtbar. Die Haushälterin sah daher nur den Hund, der drei Schritte von der Schwelle saß und wie der Chevalier auf Einlaß wartete. Der Hund,

Digitized by Google

welcher die Wichtigkeit der am Fenster erscheinenden Person zu errathen schien, blickte gar freundlich zu ihr hinauf.

Der Anblick des Hundes war keineswegs geeignet, die alte Marianne, so hieß die Haushälterin, zu beruhigen; eben so wenig seine rabenschwarze Farbe. Sie erinnerte sich nicht, daß ein Bekannter ihres Herrn einen Hund hatte, und da sie wußte, daß der Chevalier feierlich gelobt hatte, nie einen Hund zu halten, so ahnte sie keineswegs, daß dieser schwarze Unhold ihn begleite.

Ueberdies pflegte der Chevalier nie die Thürglocke zu ziehen; er wartete nicht gern und trug daher immer den Hausschlüssel bei sich.

Nach kurzem Besinnen fragte sie kleinlaut: »Wer ist da?«

Der Chevalier, durch den Ton der Stimme und zugleich durch den Blick des Hundes geleitet, verließ seinen Posten, trat drei Schritte zurück, schaute hinauf, und sagte die Hand über die Augen haltend:

»Sind Sie da, Marianne? Kommen Sie herunter!«

Aber sobald Marianne ihren Herrn erkannte, schwand ihre Furcht, und statt dem Befehle zu gehorchen, antwortete sie:

»Herunter kommen? warum denn?«

»Natürlich, um mich einzulassen,« antwortete der Chevalier.

Marianne's Gesicht, das zuvor so furchtsam und verblüfft gewesen war, wurde nun auf einmal unfreundlich und zänkisch. Sie zog eine unter die Haube geschobene Stricknadel hervor und begann wieder zu stricken.

»Was, um Sie einzulassen?« sagte sie.

»Allerdings.«

»Haben Sie denn Ihren Hausschlüssel nicht?«

»Das kümmert Sie nicht; kommen Sie herunter!«

Digitized by Google

»Dann müſſen Sie ihn verloren haben,« erwiederte Marianne, »denn er fiel heute Früh aus der Taſche, als ich Ihre Kleider bürſtete, und ich ſteckte ihn wieder hinein. Eine ſolche Saumſeligkeit ſollte man in Ihrem Alter nicht erwarten; aber man lernt alle Tage etwas Neues.«

»Marianne,« ſagte der Chevalier etwas ungeduldig, und bewies dadurch, daß er nicht ſo ſehr als man glauben konnte, unter dem Pantoffel der Haushälterin ſtand, »ich habe Ihnen ſchon geſagt, kommen Sie herunter!«

»Er hat ihn verloren!« rief Marianne, ohne die leichte Aufwallung ihres Herrn zu bemerken. »Er hat ihn verloren! Ach mein Gott! was ſoll daraus werden? Ich muß durch die ganze Stadt laufen, ein anderes Schloß, vielleicht ſogar eine neue Thür machen laſſen! Denn in einem Hauſe, deſſen Schlüſſel ſich auf der Gaſſe herumtreibt, würde ich nicht ruhig ſchlafen.«

»Ich habe den Schlüſſel, Marianne,« ſagte der Herr vom Hauſe, immer ungeduldiger werdend; »aber ich habe meine Gründe, ihn nicht anzuwenden —«

»Das begreife ich nicht! Sie haben den Hausſchlüſſel, und wollen die Thür nicht aufſchließen! Ich ſinke ohnedies ſchon unter der Laſt der Arbeit zuſammen, und ſoll noch die Treppe hinunterlaufen! Dabei fällt mir ein, daß die Speiſen auf dem Feuer ſind — und ſie verbrennen, ich rieche es! Mein Gott, was fällt Ihnen ein!«

Jungfer Marianne wollte ſich vom Fenſter entfernen. Aber der Chevalier de la Graverie verlor endlich die Geduld; er bannte die alte Jungfer mit einer gebieteriſchen Geberde an ihren Platz und ſagte ärgerlich:

»Jetzt keine Widerrede mehr! Machen Sie auf, alte Närrin!«

»Alte Närrin!« wiederholte Marianne, und hob ihr

Digitized by Google

Strickzeug, wie eine Eumenide ihre Fackel. »Was, Sie geſtehen ſelbſt, daß Sie den Hausſchlüſſel haben! Sie zeigen ihn mir ſogar — und ich ſoll durch den Corridor, die Treppe hinunter und über den Hof laufen? Das thue ich nicht, Herr Chevalier! Daraus wird nichts! Ich bin Ihrer Launen ſchon längſt überdrüſſig, und will mich nicht zu Tode hetzen laſſen, wie —«

»Abſcheuliche Megäre!« murrte das Männlein, ganz erſtaunt über dieſen Widerſtand. »Ich glaube wahrlich, daß ich ſie fortſchicken muß, obſchon ſie unübertreffliche Krebsſuppe und Rebhühnerpaſteten macht. Aber der verwünſchte Jagdhund darf mir auf keinen Fall ins Haus; ich will für dieſes Mal nachgeben, ſpäter werde ich ſchon mein Recht behaupten. Marianne,« ſagte er gelaſſener, »ich finde es natürlich, daß Sie mein Verlangen ſonderbar finden; aber hören Sie nur. Sie ſehen den Hund hier ...«

»Freilich ſehe ich ihn!« ſagte die Hausthyrannin, die in demſelben Grade an Kraft gewann, als ihr Herr daran verlor.

»Er iſt mir gegen meinen Willen von der Dragonercaſerne nachgelaufen; ich weiß nicht wie ich mich ſeiner entledigen ſoll, und ich dachte, Sie könnten ihn fortjagen, während ich in's Haus gehe.«

»Ein Hund!« eiferte Marianne. »Und wegen eines Hundes beläſtigen Sie eine ehrſame Jungfer, die ſeit zehn Jahren in Ihren Dienſten ſteht? Ich will Ihnen zeigen wie man die Hunde fortjagt.«

Marianne verſchwand vom Fenſter.

Der Chevalier glaubte, ſie komme hinunter, um ihm bei der beabſichtigten glimpflichen Forttreibung des Hundes

Digitized by Google

behilflich zu seyn, und trat wieder an die Thür. Der Jagdhund schien seinerseits entschlossen, die Bekanntschaft eines Mannes, aus dessen Tasche so gute Stücke Zucker kamen, zu cultiviren, und folgte ihm mit herzgewinnender Freundlichkeit.

Plötzlich wurde der Hausherr durch eine herabstürzende gewaltige Wasserflut von dem Hunde getrennt. Ein aus dem Fenster sich ergießender Rheinfall, ein Niagara überschwemmte sie Beide.

Der Jagdhund lief heulend davon. Der Chevalier zog seinen Hausschlüssel aus der Tasche, schloß die Thür auf und überschritt die Schwelle in einem leichtbegreiflichen Zustande der Entrüstung, in dem Augenblicke, als Marianne die etwas verspätete Warnung hören ließ:

»Nehmen Sie sich in Acht, Herr Chevalier!«

III.

Das Haus des Chevalier de la Graverie von außen und innen.

Das Haus Nr. 9 in der Rue des Lices stand zwischen Hof und Garten; aber der Hof war nicht wie gewöhnlich vor dem Hause und der Garten hinter demselben, sondern der Hof war links und der Garten rechts. Das Haus stand dicht an der Straße.

Man nahm gewöhnlich den Weg über den Hof, dessen einzige Zierde ein seit zehn Jahren nicht beschnittener und sich am Giebel des Nachbarhauses hinaufschlängelnder Weinstock war; die üppig wuchernden Reben erinnerten an die Urwälder der neuen Welt.

Digitized by Google

Der Hof war mit Sandsteinen gepflastert, aber das Gras, durch die Feuchtigkeit des Bodens und den Schatten der Dächer begünstigt, war so dicht aus den Fugen hervorgewachsen, daß es eine Art Schachbret en relief bildete, dessen Felder durch die Pflastersteine gebildet waren. Leider war der Chevalier de la Graverie kein Schach- oder Damenspieler, und es war ihm daher nicht in den Sinn gekommen, aus diesem Umstande, der einem Méry oder Labourdonnais große Freude gemacht haben würde, Nutzen zu ziehen.

Das äußere Ansehen des Hauses war so kalt und traurig, wie die meisten Wohnungen in den alten französischen Städten. Der Mörtel hatte sich stellenweise abgelöst, und das Gemäuer war zu sehen. Die Vorderseite des Hauses war daher mit einem durch Hautkrankheit entstellten Gesicht zu vergleichen. Die Fensterrahmen waren schwärzlich, die Scheiben klein und von grünem Glase.

So lange man erst durch den Hof gegangen war, und im Erdgeschoß stehen blieb, mußte man in die offene Küche einen Blick werfen, um einen einigermaßen respectabeln Begriff von dem Hausherrn zu bekommen; denn man bemerkte einen weißen Porzellanofen, sauber und blank wie der Fußboden eines holländischen Wohnzimmers. Neben dem Ofen stand ein großer Herd, auf welchem lange Holzscheite, wie zur Zeit unserer Altvordern, brannten, und ein Bratspieß drehte sich mittelst jener classischen Mechanik, die das Klappern einer Mühle so anziehend nachahmt. Ein Rost mit glühenden Kohlen gab Zeugniß von dem geläuterten Geschmack des Chevalier de la Graverie, der wohl wußte, daß ein saftiger Rostbraten nicht in einem Ofen von Eisenblech bereitet werden soll. An der Wand hingen ein Dutzend nach Form und Größe geordneter Casserolle, die täglich blank geputzt wurden, wie

Digitized by Google

Kanonen eines Linienschiffs ersten Ranges; von dem großen unverzinnten Kessel, der für Marmelade und Confituren bestimmt ist, bis zu den winzig kleinen Gefäßen, in denen die Kraftsuppen, Spiegeleier, Krammetsvögel und andere Producte der höhern Kochkunst zubereitet werden.

Wer da wußte, daß der Chevalier de la Graverie allein, ohne Weib und Kind, ohne Hund und Katze, ohne irgend einen Tischgenossen lebte, und daß seine ganze Dienerschaft aus der alten Haushälterin Marianne bestand, erkannte an diesem Küchenarsenal den Feinschmecker, den raffinirten Eßkünstler eben so leicht, wie man im Mittelalter an den Schmelztiegeln, Retorten, Destillirkolben und ausgestopften Eidechsen einen Alchymisten erkannte.

Außerdem bestand das Erdgeschoß aus einer kleinen, mit Steinplatten gepflasterten Hausflur, einem geräumigen Speisezimmer und einem Salon, der nur zweimal jährlich, wenn der Herr vom Hause Gäste hatte, geheizt wurde. Für diesen Fall stand auf der Hausflur eine hölzerne Bank für die wartende Dienerschaft.

Die beiden Zimmer des Erdgeschosses entsprachen in ihrem vernachlässigten Zustande vollkommen der Außenseite des Hauses. Der Fußboden war aufgesprungen und höckerig, der Plafond grau und schmutzig, die zerrissenen, beschmutzten Tapeten bewegten sich, wenn der Wind durch die selten geöffnete Thür drang.

Die ganze Einrichtung des Speisezimmers bestand aus sechs weiß angestrichenen Stühlen, einem großen Tische von Nußholz und einem Speiseschrank.

Im Salon standen drei Armsessel und sieben Stühle von verschiedenen Formen und Farben, und eine mit harten Polstern belegte Bank hatte sich unbefugter Weise den Namen und

Digitized by Google

Platz eines Sophas angemaßt. Die übrige Ausschmückung dieses sogenannten Empfangzimmers, welches der Herr vom Hause außer den oben genannten Fällen nie betrat, bestand in einem runden Tische, zwei Armleuchtern, einer stillstehenden Stockuhr, einem aus zwei Stücken zusammengesetzten Spiegel und aus Vorhängen von roth und gelb gestreiftem Calicot.

Aber im ersten Stocke sah es anders aus. Der erste Stock wurde freilich von dem Chevalier de la Graverie persönlich bewohnt; dorthin würde der von der Küche ausgehende Faden in gerader Linie geführt haben, wenn das Labyrinth der Rue des Lices eine Ariadne gehabt hätte.

Man denke sich drei Zimmer mit der bis in die kleinsten Details sich erstreckenden Sorgfalt und der behaglichsten Coketterie möblirt, welche die Modedamen und die alten reichen Witwen so sehr lieben.

Jedes dieser auf Comfort und Verschönerung des Lebens berechneten Zimmer hatte sein eigenthümliches Gepräge, seine besondere Bestimmung. Im Salon waren die eleganten, modernen Möbeln an allen Theilen, welche die kleine runde Person des Herrn vom Hause zu tragen bestimmt waren, sorgfältig mit Ueberzügen verwahrt; ein Bücherschrank von schwarzem Holz mit Kupfer ausgelegt, war mit roth eingebundenen, und nur selten incommodirten Büchern angefüllt; eine Tischuhr stellte die Aurora auf ihrem Wagen dar, dessen Räder das Zifferblatt bildeten; zu beiden Seiten derselben standen zwei große Armleuchter; die Vorhänge waren von demselben dicken Wollstoff, der die Möbeln bedeckte, und würden hinsichtlich der geschmackvollen Draperie dem elegantesten Pariser Boudoir zur Zierde gereicht haben. Die Spuren von Vergoldung an dem weißen Getäfel bewiesen, daß die frühern

Digitized by Google

Bewohner des Hauses noch mehr auf Eleganz gehalten hatten, als der Chevalier de la Graverie.

Im Schlafzimmer erregte das monumentale Bett sowohl hinsichtlich der Breite als der Höhe die Aufmerksamkeit. Dieses Bett war so hoch, daß man sich des Gedankens nicht erwehren konnte, wer darin schlafen wolle, müsse es mittelst einer Leiter ersteigen. Wer diesen Berg von Flaum, Watta und Wolle glücklich erstiegen hatte, mußte von diesem mit dreifachen Vorhängen umgebenen Nest die ganze Position beherrschen; von dort konnte er alle Winkel des Zimmers übersehen, die Armsessel, Stühle, Sophas, Wärmpfannen, Polster und Fuchsfelle mustern. Der Fußboden war mit einem weichen, dicken Teppich belegt. Einige Armsessel, Stühle und Polster waren für den Winter mit Sammt, andere für den Sommer mit Leder überzogen. Alle Möbeln aber waren zierlich und auf Bequemlichkeit berechnet. Dieses von der Straße am weitesten entfernte Zimmer war dem Garten zugewandt, so daß der Schläfer durch kein Wagengerassel, durch kein Geschrei von Handelsleuten, durch kein Hundegebell gestört wurde.

Wenn man aus dem Schlafzimmer wieder in den Salon kam, und diesen der ganzen Länge nach durchschritt, so stieß man gegen eine elegante spanische Wand, welche die in das dritte Zimmer führende Thür maskirte. Die ganze Einrichtung dieses letzten, schön tapezirten Zimmers bestand aus einem runden Tische von Mahagonyholz, einem kleinen Fauteuil und einem Marmortischchen, auf welchem zwei plattirte Eimer zum Abkühlen des Champagners standen. Aber auf allen Seiten standen Glasschränke, deren Inhalt eine kostbare Zugabe zu der Küchenbatterie war.

Jeder Schrank hatte seine besondere Bestimmung. In dem einen glänzte massives Silberzeug, ein Porzellanservice

Digitized by Google

mit vergoldeten Rändern und dem Namenszuge des Chevalier de la Graverie, rothe und weiße böhmische Gläser, durch deren Feinheit und Formen der Geschmack der edlen Weine gewiß erhöht wurde.

Der zweite Schrank enthielt Pyramiden von schneeweißem, feinem Tischzeug.

In dem dritten paradirten, wie gut geschulte Soldaten in Reihen aufgestellt, die feinsten Tisch- und Dessertweine in ihren Originalflaschen, wie sie aus verschiedenen Gegenden Frankreichs, aus Oesterreich, Deutschland, Spanien, Italien, Sicilien und Griechenland gekommen waren; einige kurz und gedrungen, andere mit langem dünnem Halse; einige mit bunten oder vergoldeten Etiketten, andere in Stroh- oder Rohrgeflechten, alle gleich anziehend für die Phantasie und die Neugier. An den Flanken dieses in geschlossenen Reihen harrenden stattlichen Armeecorps standen die leichten Truppen in Form von verschiedenfarbigen kleinen Caraffen mit kosmopolitischen Liqueuren.

Der letzte, größte Schrank endlich beherbergte Eßwaaren der verschiedensten Art: Straßburger Pasteten, Würste von Arles und Lyon, Aprikosentorten aus der Auvergne, Aepfelgallerte aus Rouen, eingesotrene Früchte, englische Pickles und Saucen, Anschovis, Sardinen, kurz Alles was nach dem Ausspruche eines geistreichen Feinschmeckers »den Magen zu panzern« vermag.

Nach dieser vielleicht etwas zu genauen, aber zur Beurtheilung des Bewohners nothwendigen Haussuchung wird der Leser leicht errathen, daß der Chevalier de la Graverie sehr angelegentlich mit seiner werthen Person beschäftigt, und auf die Befriedigung seines Magens sehr eifrig bedacht war. In sonderbarem Widerspruch

Digitized by Google

mit dieſer Bauchdienerei ſtand ſeine Manie, ſich beſtändig für krank zu halten, und ſich jede Viertelſtunde an den Puls zu greifen. Endlich war er ein leidenſchaftlicher Freund der Roſen, und verſäumte keine Gelegenheit, ſeiner Sammlung ein neues Exemplar dieſer Königinnen der Blumen hinzuzufügen.

Bei dieſem Punkte unſerer Erzählung fühlen wir die Unmöglichkeit, weiter zu gehen, ohne Halt zu machen, ja ohne achtundvierzig bis fünfzig Jahre zurückzugehen; wir wollen unſeren Leſern nun erklären, wie der würdige Chevalier zu dieſen drei geiſtigen Schwächen gekommen war.

IV.

Wie und unter welchen Umſtänden der Chevalier de la Graverie geboren war

Man wundere ſich nicht über dieſen Rückblick, den der Leſer übrigens vorausſehen konnte, als wir ihm unſern Helden in einem Alter vorſtellten, in welchem die intereſſanteſten Abenteuer des Lebens, nemlich die Liebesabenteuer, beendet zu ſeyn pflegen. Wir verſprechen nicht weiter als bis zum Jahre 1793 zurückzugehen.

Im Jahre 1793 war der Baron de la Graverie, Vater des Chevalier, im Gefängniß zu Beſançon unter der Anklage des Einverſtändniſſes und Briefwechſels mit den Emigrirten.

Der Baron de la Graverie hätte zu ſeiner Vertheidigung anführen können, daß er nur den heiligſten Naturgeſetzen genügt habe, als er ſeinem älteſten Sohne und ſeinem Bruder, die ſich beide im Auslande befanden, einiges Geld zugeſchickt; aber es gibt Verhältniſſe, welche die ſocialen Geſetze über die

Digitized by Google

Gesetze der Natur stellen, und überdies hatte der Baron jene Entschuldigung nicht einmal vorgebracht. Sein Vergehen gehörte aber zu denen, die einen Angeklagten damals am sichersten auf's Schaffot brachten; die Baronin de la Graverie, welche frei geblieben war, bot daher, ungeachtet ihrer vorgerückten Schwangerschaft, Alles auf, um ihren Gemal zu befreien.

Das Gold, welches die Unglückliche reichlich vertheilte, schien ein günstiges Resultat zu versprechen. Der Schließer hatte versprochen, die Augen zuzudrücken, und der Pförtner hatte dem Gefangenen eine Feile und ein Seil gebracht, um ihn in den Stand zu setzen, eine Eisenstange seines Fensters zu zertrümmern, die Straße zu erreichen und in Begleitung seiner Gemalin über die Grenze zu fliehen.

Die Flucht war auf den folgenden Tag, den 14. Mai, festgesetzt. — Die Minuten jenes verhängnißvollen Tages dehnten sich zu Stunden; in ihrer angstvollen Spannung sah die unglückliche Dame jeden Augenblick nach der Uhr, und verwünschte die Langsamkeit des Zeigers; von Zeit zu Zeit glaubte sie zu ersticken, und sie hielt es für unmöglich, bis zu dem ersehnten folgenden Tage leben zu können.

Um vier Uhr Nachmittags wurde ihre Aufregung so groß, daß sie sich entschloß, bei einem royalistisch gesinnten Priester, den eine Freundin in ihrem Keller versteckt hielt, Trost zu suchen, und gemeinschaftlich mit demselben für den Gefangenen zu beten.

Die Baronin verließ also ihre Wohnung. — In der Nähe des Marktplatzes hörte sie das dumpfe, anhaltende Wogen und Brausen einer großen Menschenmenge. Sie wollte umkehren, aber es war nicht möglich, die dem Marktplatz zuströmende Volksmenge versperrte die in denselben einmünden-

Digitized by Google

den engen Gaſſen, und die Dame wurde durch den unaufhaltſamen Strom mit fortgeriſſen.

Der Platz war mit Menſchen angefüllt; über den dicht an einander gedrängten Köpfen erhob ſich die Guillotine, und oben an der entſetzlichen Maſchine glänzte in den letzten Strahlen der Abendſonne das Fallbeil — ein furchtbares Sinnbild der Gleichheit, wenn auch nicht vor dem Geſetz, doch vor dem Tode.

Die Baronin de la Graverie ſchauerte und wollte fliehen. Aber es war noch weniger möglich, als das erſte Mal: ein neuer Menſchenſtrom, der ſich auf den Platz ergoß, drängte die Menge immer mehr zum Mittelpunkte hin. Ein ernſter Verſuch zur Umkehr würde ſie als Ariſtokratin bezeichnet und nicht nur ihre eigne Sicherheit gefährdet, ſondern auch ihren Gemal ins Verderben geſtürzt haben.

Die Baronin, deren Geiſteskräfte ſeit einigen Tagen auf ein einziges Ziel, die Befreiung ihres Gemals, gerichtet waren, war außerordentlich umſichtig geworden. Sie dachte an Alles. Sie fügte ſich in das Unvermeidliche und faßte den Entſchluß, das furchtbare Schauſpiel, das vor ihren Augen aufgeführt werden ſollte, mit Muth und ohne allzu heftige Aeußerungen des Entſetzens zu ertragen. Sie hielt nicht einmal die Hand vor das Geſicht, um nicht die Aufmerkſamkeit ihrer Nachbarn auf ſich zu lenken: ſie ſchloß die Augen.

Ein lautes Geſchrei, welches immer näher kam wie ein Lauffeuer, verkündete die Ankunft der Schlachtopfer. Bald darauf wich die Menge vor dem ankommenden Wagen zurück und das Gedränge wurde ſo groß, daß die Baronin in Gefahr kam, erdrückt zu werden. Bis dahin hatte ſie noch nicht aufgeſchaut; aber plötzlich ſchien ihr eine unſichtbare, unwiderſtehliche Gewalt die Augenlider aufzuheben. Sie ſchlug die

Digitized by Google

Augen auf, bemerkte einige Schritte von ihr den Wagen mit den Verurtheilten, und unter denſelben — ihren Gatten!

Die Verzweiflung gab ihr eine übernatürliche Kraft; ihr Geſchrei war ſo herzzerreißend, daß die Umſtehenden ihr Platz machten. Sie eilte unaufhaltſam vorwärts und drängte die ihr noch im Wege ſtehenden Perſonen mit einer Kraft zurück, welche dem ſchwächſten Weib in der höchſten Aufregung des Schmerzes zu Gebote ſteht.

So erreichte ſie den Wagen. Sie wollte ihn erklimmen, um zu ihrem Gatten zu gelangen, aber die Gendarmen hielten ſie zurück. Sie klammerte ſich, wie eine Wahnſinnige heulend, an den Wagenleitern feſt; dann brach ſie plötzlich in Thränen aus und wandte ſich flehend zu den Henkern ihres Gatten.

Der Anblick war ſo erſchütternd, daß ungeachtet der Blutgier, welche die öftere Wiederholung jener entſetzlichen Dramen in der Bevölkerung geweckt hatte, mehr als ein Sansculotte, mehr als eine Megäre aus der Hefe des Volks bis zu Thränen gerührt wurde. Als daher die unglückliche Baronin ihre Kraft ſchwinden fühlte, als ſie ohnmächtig zu Boden ſank, kamen ihr die Umſtehenden zu Hilfe.

Man brachte ſie nach Hauſe und es wurde ſogleich ein Arzt gerufen. Aber die Erſchütterung war zu heftig geweſen; die Unglückliche ſtarb nach einigen Stunden in heftigen Fieberphantaſien, indem ſie eines ſchwachen, kaum lebensfähigen Knäbleins genas. Dieſes Kind, welches zwei Monate vor dem von der Natur beſtimmten Zeitpunkte das Licht der Welt erblickte, war der Chevalier de la Graverie, deſſen Geſchichte wir ſchreiben.

Die ältere Schweſter der Baronin, Mademoiſelle de Beauterne, eine reiche Stiftsdame, nahm ſich des armen klei-

Digitized by Google

nen Waiſen an, der ſo zart und ſchwächlich war, daß der Arzt an ſeiner Lebensfähigkeit zweifelte. Aber der Schmerz über den Tod ihrer Schweſter und ihres Schwagers entwickelte in der alten Jungfer das Muttergefühl, welches Gott in jedes weibliche Herz gelegt hat, welches aber in dem Herzen einer alten Jungfer verknöchert und ertödtet wird.

Der ſehnlichſte Wunſch der Stiftsdame war, die Theure, welche ſie beweinte, einſt wiederzufinden, nachdem ſie ſich der Pflicht, die ihr zugefallen, eifrig und gewiſſenhaft entledigt. Mit der Zähigkeit, welche älteren unverheiratheten Perſonen eigen zu ſeyn pflegt, widmete ſie dem Kinde alle Geduld und Selbſtverläugnung, deren ſie fähig war, und es gelang ihr, den Mann der Wiſſenſchaft, der doch mit größerer Gewißheit den Tod prophezeien als das Leben verſprechen kann, Lügen zu ſtrafen.

Sobald die Wege frei waren, begab ſich Mademoiſelle de Beauterne mit ihrem Schatz — ſo nannte ſie den kleinen Stanislas Dieudonné de la Graverie — nach Deutſchland, um ſich in das Damenſtift, dem ſie angehörte, zurückzuziehen.

In dieſen halb weltlichen, halb klöſterlichen Umgebungen wurde der kleine Dieudonné erzogen. Die guten, freundlichen Damen widmeten ihm die zärtlichſte Sorge; denn die tragiſchen Verhältniſſe, unter denen er geboren war, hatten die Theilnahme der Bewohnerinnen des Stiftes in hohem Grade geweckt. Ein Prinz, ein Thronerbe konnte nicht ängſtlicher gehegt und gepflegt werden; eine Thräne des Kindes verurſachte eine allgemeine Migräne unter allen Stiftsdamen; jeder neu hervorbrechende Zahn hatte zehn ſchlafloſe Nächte im Gefolge, und hätte die Tante nicht einen äußerſt ſtrengen Sanitätscordon um den kleinen Liebling gezogen, ſo würde man ihn in ſeiner zarteſten Kindheit mit Zuckerplätzchen zu

Digitized by Google

Tode gefüttert haben; unſere Erzählung wäre dann ſchon zu Ende, oder hätte vielmehr gar nicht begonnen.

Dieſe allgemeine Verzärtelung blieb indeß nicht ohne allen Einfluß auf ſeine Erziehung.

Mademoiſelle de Beauterne machte eines ſchönen Tages den Vorſchlag, ihren kleinen Neffen den Jeſuiten in Freiburg zur Erziehung anzuvertrauen; gegen dieſen Plan eiferten jedoch die übrigen Stiftsdamen mit lautem Zetergeſchrei, ſo daß die Tante, die ſich im Grunde ſehr ungern von dem kleinen Dieudonné trennte, der allgemeinen Entrüſtung nicht Trotz bieten mochte. Der Knabe blieb alſo und wurde wie zuvor von den guten Damen als Spielzeug betrachtet, man könnte faſt ſagen als Idol vergöttert. Von Ernſt und Strenge war, ſelbſt als er das lernfähige Alter erreichte, gar keine Rede; es ſtand dem kleinen Menſchen ſo ziemlich frei zu lernen was ihm beliebte, und da ihn die Natur nicht mit einem übermäßigen Wiſſensdrange begabt hatte, ſo blieb er ſehr unwiſſend.

Es war vernünftigerweiſe nicht zu erwarten, daß die guten, würdigen Damen für die moraliſche Erziehung ihres Zöglings beſſer ſorgen würden, als für ſeine geiſtige Ausbildung. Man machte ihn weder mit den Menſchen bekannt, unter denen er einſt leben, noch mit den Sitten und Gebräuchen, denen er ſich einſt fügen mußte; ja, man ſuchte Alles, was die Gefühle des kleinen Lieblings im mindeſten verletzen konnte, ſorgfältig von ihm fern zu halten, und entwickelte durch dieſe Verzärtelung die angeborne Reizbarkeit des Knaben.

Ebenſo ging es mit den zur Erziehung eines jungen Edelmannes gehörenden Leibesübungen. Die Stiftsdamen wollten dem kleinen Dieudonné durchaus keinen Reitunterricht

Digitized by Google

geben laſſen; er beſtieg nur den Eſel des Gärtners, und dabei führte immer eine der Damen den Eſel am Zügel.

In der Stadt, wo ſich das Damenſtift befand, war ein vortrefflicher Fechtmeiſter. Es wurde die Frage aufgeworfen, ob Dieudonné nicht fechten lernen ſollte. Die Frage wurde nach einer ſehr kurzen Debatte einſtimmig verneint; es war ja kaum denkbar, daß der Chevalier de la Graverie bei ſeinem ſanften, liebenswürdigen Charakter jemals in Streit gerathen würde; nur ein Ungeheuer von Bosheit und Rohheit könnte ihm zürnen — und Gott ſey Dank! die Ungeheuer ſind ſelten.

Hundert Schritte von dem Damenſtift ſchlängelte ſich ein ſchöner klarer Fluß durch blühende Wieſen. Hier übten ſich die Schüler des Gymnaſiums im Schwimmen. Man konnte Dieudonné dreimal wöchentlich unter der Aufſicht eines Schwimmlehrers dahinſchicken; aber das kühle Flußwaſſer konnte dem zarten Knaben ſchaden, er mußte ſich daher begnügen, zweimal wöchentlich in der Badewanne ſeiner Tante zu plätſchern.

Dieudonné lernte alſo weder ſchwimmen noch fechten noch reiten. Er erhielt etwa dieſelbe Erziehung wie Achilles; aber wenn mitten unter den Damen, die den Chevalier de la Graverie umgaben, plötzlich ein Ulyſſes erſchienen wäre und ein Schwert aus der Scheide gezogen hätte, ſo würde Dieudonné wahrſcheinlich nicht, wie der Sohn der Thetis und des Peleus, auf das Schwert losgeſtürzt, ſondern von dem Glanz der Klinge geblendet, fortgelaufen ſeyn, um ſich in dem tiefſten Keller zu verkriechen.

Alles dieſes wirkte höchſt nachtheilig auf die phyſiſche und moraliſche Entwickelung des jungen Chevalier. Er war ſechzehn Jahre alt und konnte vor dem Geſicht eines Andern

Digitized by Google

keine Klinge funkeln sehen, ohne in Thränen auszubrechen. Der Tod seines Sperlings oder Canarienvogels verursachte ihm Nervenzucken; er dichtete rührende Elegien auf den Tod eines aus Versehen zertretenen Maikäfers — Alles zur größten Freude der Stiftsdamen, welche sein feines Gefühl priesen, ohne zu ahnen, daß diese Empfindung dabei ihr Idol entweder zu einem vorzeitigen Ende führen oder in diesen überzarten Gefühlen eine egoistische Reaction bewirken müsse.

Unter diesen Umständen war kaum zu erwarten, daß Dieudonné von seinen Lehrerinnen in der Kunst zu gefallen und zu lieben unterrichtet wurde. Aber es fehlte ihm keineswegs an Gelegenheit und Anleitung Das Fräulein von Floresheim, eine der Stiftsdamen, hatte eine Nichte bei sich. Mathilde war zwei Jahre jünger als Dieudonné. Sie war blond und hatte schmachtende blaue Augen, wie die meisten deutschen Mädchen.

Sobald die beiden Kinder ohne Gängelband laufen konnten, machte es den Damen großes Vergnügen, unzertrennliche Gespielen aus ihnen zu machen. Dieudonné, der den halsbrechenden Künsten des Reitens, Fechtens und Schwimmens mit ängstlicher Sorgfalt ferngehalten wurde, bekam dafür eine andere Dressur. Wenn er, wie ein Wateau'scher Schäfer aufgeputzt, mit einem Vergißmeinnichtstrauß kam, so lehrte man ihn denselben seiner kleinen Freundin mit chevalereske Kniebeugung zu überreichen. Bei schlechtem Wetter setzte sich Mademoiselle de Beauterne an ihr Clavier und spielte eine Menuett, nach welcher sich Dieudonné und Mathilde wie zwei Gliederpuppen unter lautem Applaus der Stiftsdamen bewegten.

Nach beendeter Menuett küßte der himmelblaue Schäfer

Digitized by Google

mit galantem Anſtand das weiße parfümirte Händchen der Schäferin. Die guten Damen waren entzückt, ſie herzten und küßten die beiden Kinder und nannten ſie den kleinen Mann und die kleine Frau. Wenn man ſie, wie zwei Liebende en miniature, im Garten luſtwandeln ſah, ſchaute man ihnen mit Wohlgefallen nach, ſtatt ihnen zuzurufen: Kehret um, Kinder, die Einſamkeit iſt gefährlich!

So kam es denn, daß die beiden Kinder die ihrem Alter zukommenden Spiele verſchmähten und ſich Empfindeleien überließen, welche, wie harmlos ſie den guten Damen auch ſchienen, bald die bedenklichſten Verirrungen im Gefolge hatten.

V.

Erſte und letzte Liebe des Chevalier de la Graverie.

Als Mathilde fünfzehn und Dieudonné ſiebzehn Jahre alt war, ſchien die bisherige Zärtlichkeit einer ſeltſamen Kälte Platz zu machen. Der junge Chevalier brachte kein Vergißmeinnicht mehr aus dem Garten und nach beendeter Menuett küßte er die Hand Mathildens nicht mehr, ſondern beurlaubte ſich mit einer leichten Verbeugung. Es wurden ſogar die einſamen Gartenpromenaden eingeſtellt.

Ein aufmerkſamer Beobachter würde freilich bemerkt haben, daß Mathilde oft einen welken Blumenſtrauß zärtlich an die Lippen drückte und dann ſchnell wieder in ihr Corſet ſteckte; daß ſie erröthete, wenn ſie ihrem himmelblauen Schäfer in der Menuett die Hand reichte, und daß Beide wie von einem elektriſchen Fluidum durchzuckt ſchienen. Derſelbe Beobachter

Digitized by Google

würde bemerkt haben, daß sie zwar in verschiedenen Richtungen durch den Garten gingen, aber nach einer Weile an einem kleinen plätschernden Wasserfalle zusammentrafen.

An dem Tage, wo Dieudonné sein achtzehntes Jahr vollendete, erschien er in dem Zimmer seiner Tante, machte die drei Verbeugungen, die er einstudirt hatte für den Fall, daß er der Großherzogin Stephanie von Baden oder der Königin Louise von Preußen vorgestellt würde, und fragte mit wohlgesetzten Worten, wann er mit Mathilde von Florsheim den Ehebund schließen könne.

Die Stiftsdame wurde durch diese Frage in ungeheure Heiterkeit versetzt, welche sich am Ende in einen bedenklichen Keuchhusten auflöste. Während sie lachte und hustete, erwartete Dieudonné in der dritten Menuettposition die Antwort. Als endlich der Paroxysmus glücklich überstanden war, sagte sie, mit der Heirath habe es gar keine Eile, die jungen Leute könnten noch mindestens vier bis fünf Jahre warten, und wenn es Zeit sey, an eine Vermälung zu denken, würde sich der Bräutigam vielleicht eines Andern besonnen haben.

Dieudonné gab als wohlerzogener Neffe keine Antwort und entfernte sich mit einer tiefen Verbeugung. Abends ereignete sich nichts Außerordentliches; als aber das Kammermädchen der Tante am andern Morgen in das Zimmer des jungen Chevalier trat, um ihm den Kaffee zu bringen, war das Zimmer leer und das Bett unberührt.

Die Zofe eilte ganz erschrocken zu ihrer Gebieterin, um die unglaubliche Nachricht zu melden.

Als sie der Stiftsdame zum dritten Male betheuerte, daß der Chevalier de la Graverie nicht in seinem Bett geschlafen habe, erschien das Fräulein von Florsheim bleich und

Digitized by Google

zitternd und erzählte, daß Mathilde in der Nacht verschwunden sey.

Die beiden unberührten Betten lieferten einen eben so klaren Beweis gegen die beiden jungen Leute, als ob man ihre Köpfe auf einem und demselben Kissen gesehen hätte.

Die Kunde von dieser Doppelflucht verbreitete sich wie ein Lauffeuer und setzte die ganze Genossenschaft in Bestürzung. Am peinlichsten wurden natürlich die beiden Tanten berührt: sie weinten und beteten. Die übrigen Stiftsdamen spien Feuer und Flamme, ohne zu bedenken, daß die Stunde der Ernte gekommen war und daß sie ernteten was sie gesäet hatten.

Endlich meinte eine von ihnen, Thränen und Geschrei könnten nichts nützen, man müsse die Flüchtlinge so schnell als möglich verfolgen.

Dieser Vorschlag wurde einstimmig angenommen. Die Flüchtlinge waren zu unerfahren, als daß sie vielen Scharfsinn aufgeboten hätten, um ihre Spur zu verbergen. Die eilends ausgesandten Verfolger brachten wirklich schon am folgenden Tage die beiden verwirrten Schäflein zurück.

Aber dies war keine befriedigende Entwickelung und das Fräulein von Florsheim verlangte die Ausfüllung der Bresche, welche der Ehre ihres Hauses in der Person ihrer Nichte geschlagen worden war. Aber Mademoiselle de Beauterne weigerte sich unbedingt. Sie war in Frankreich noch sehr begütert und es genügte ihr keineswegs, daß der Erbe dieses Reichthums mit einer der berühmtesten lairischen Adelsfamilien verbunden wurde, sondern sie verlangte auch eine Mitgift, welche dieser Ehe einen solidern Werth verleihe. Da die Familie Florsheim diese Zumuthung aus sehr triftigen Gründen zurückwies, so verlangte die alte Dame, daß die Sache im statu quo bleibe und der Romanstreich mit dem Mantel

Digitized by Google

der Liebe zugedeckt werde. Sie versichert, es sey nur eine Kinderei, zu welcher das Fräulein von Florsheim sammt den übrigen Stiftsdamen die Veranlassung gegeben habe; Dieudonné sey zu fromm, zu wohlerzogen und insbesondere zu jung, als daß der kleine Abstecher, den er mit seinem Liebchen nach München gemacht, unangenehme Folgen haben könne.

Aber nach einigen Monaten sah Mademoiselle de Beauterne wohl ein, daß sie zu viel verbürgt hatte, als sie ihren Neffen als einen harmlosen blöden Schäfer hinstellte. Die Sache nahm eine so bedenkliche Wendung, daß ihr Beichtvater auf dringendes Ersuchen des Fräuleins von Florsheim einschritt.

Durch die Vorstellungen des würdigen Mannes endlich überzeugt, gab Mademoiselle de Beauterne scheinbar blos den Bitten und Thränen der jungen Leute nach, um sich neue Ansprüche auf den Dank derselben zu erwerben, und zur größten Freude der Stiftsdamen erhielt diese Liebe, welche sie als ihr Werk betrachteten, die Weihe der Kirche.

Die jungen Leute bezogen ein kleines Landhaus in der Nähe, und unter dem Patronat der Stiftsdamen, welche das Pärchen mit neugierigen, neidischen Argusaugen bewachten, schien der Honigmonat ewig zu dauern.

Der Tod des Fräuleins von Beauterne war die erste Wolke, welche über ihr Glück dahinzog. Die gute Dame hinterließ ihrem Neffen ungefähr dreißigtausend Livres Renten, und wir müssen es ihm rühmend nachsagen, daß er sich weder durch dieses anständige Vermögen, noch durch die unaufhörliche Conjugation des Zeitwortes lieben abhalten ließ, das Andenken seiner zweiten Mutter durch aufrichtige Thränen zu ehren.

Dieudonné hatte das zwanzigste Jahr überschritten, ohne

*

Digitized by Google

die Sanftmuth und Naivetät seiner Kindheit verloren zu haben. Er umfaßte noch immer die ganze Welt mit seinem Wohlwollen und Mitleid, welches freilich mit einer gewissen trüben, wehmüthigen Stimmung gemischt war: vermuthlich die Folge der Ereignisse, welche vor seiner Geburt stattgefunden hatten.

Er bot den sonderbaren Anblick eines Menschen, der weder Neigungen noch Wünsche hatte. Aus dem Katechismus hatte er die Leidenschaften dem Namen nach kennen gelernt, aber nach beendeten Schuljahren hatte er ihn vergessen. Er lebte ganz für Mathilde und fügte sich willig ihren Launen. Sie war etwas lebhafter als er, und trug gewiß den größern Theil der Schuld an der Flucht. Die Launen der jungen Frau bewirkten indeß nicht die mindeste Veränderung in dem ruhigen, harmlosen Leben, welches des goldenen Zeitalters würdig gewesen wäre; denn alle ihre Wünsche, die sich in dem engen Rahmen der Häuslichkeit bewegten, wurden ja immer erfüllt, sobald sie ausgesprochen waren.

Der Chevalier de la Graverie warf nie einen neugierigen Blick über die Mauer, welche sein irdisches Paradies umgab. Er fürchtete sich, ohne zu wissen warum, vor dem Leben und Treiben der Menschen; das Geräusch der Welt berührte ihn unangenehm, und um es nicht zu hören, hielt er sich am Tage die Ohren zu, zog er in der Nacht die Bettdecke über den Kopf.

Er kam daher ganz aus der Fassung, als er, durch den Tod seiner Tante noch erschüttert, einen Brief aus Paris von dem Baron de la Graverie erhielt.

Dieudonné hatte von diesem ältern Bruder nur bei Gelegenheit seiner Vermälung und durch Vermittlung seiner Tante gehört.

Digitized by Google

Wir haben gesagt, daß er sich die Ohren zuhielt, um das Weltgetümmel nicht zu hören. So war es gekommen, daß er das Getöse, mit welchem der Thron des großen Napoleon zum ersten Male umstürzte, kaum vernommen hatte; der zweite Sturz des Kaisers war ihm ganz unbekannt geblieben. Die französische Armee hatte sich durch ganz Deutschland zurückgezogen, die Heere Preußens, Oesterreichs und Rußlands waren ihr nachgeeilt, der Menschenstrom hatte sich weit und breit ergossen, aber in seiner Einsamkeit hatte der Chevalier das Brausen der Wogen nicht gehört.

Der Baron de la Graverie meldete nun seinem jüngern Bruder Alles was dieser nicht wußte, insbesondere, daß die Restauration die Fürsten des Hauses Bourbon nach Frankreich zurückgeführt habe, und forderte ihn auf, der Pflicht seines Standes gemäß nach Paris zu kommen und seinen Platz in der Nähe des Thrones einzunehmen.

Es versteht sich, daß sich Dieudonné anfangs entschieden weigerte, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Er verwünschte Ludwig XI., nicht wegen der Hinrichtung des Herzogs von Nemours, nicht wegen der Ermordung des Grafen von Armagnac, nicht wegen der Treulosigkeit gegen seinen Vater, den unglücklichen Carl VII., sondern wegen der Erfindung der Post.

Wir wissen, daß Dieudonné ziemlich schlecht in der Wissenschaft bewandert war; er verwechselte die Fahrpost mit der Briefpost, aber im Grunde stammen beide aus der Zeit Ludwig's XI., die eine war die Folge der andern.

Er war so betroffen, daß er, als seine Gattin in die Thür trat, noch mit aufgehobenen Händen stand und seufzte: »Warum bin ich nicht auf Robinson Crusoe's Insel geboren!«

Digitized by Google

Mathilde sah wohl ein, daß ihrem Gatten etwas sehr Trauriges begegnet seyn müsse und sah ihn mit großer Besorgniß an.

Dieudonné reichte ihr den Brief etwa mit derselben Geberde, mit welcher Talma, in der Rolle des Manlius, dem Servilius das Schreiben, welches den Verrath des Letztern enthüllte, überreicht haben mag.

Sie las den Brief und schien den Schmerz ihres Gatten keineswegs zu theilen: die Reise nach Paris und der Aufenthalt in der Hauptstadt der Mode und Eleganz, von welcher die alten adeligen Klatschschwestern so viel in ihrer Gegenwart geplaudert, hatte durchaus nichts Abschreckendes für sie. Die Stiftsdamen, welche freilich nur den französischen Hof vor 1789 kannten, hatten sowohl diesen wie alle andern Höfe als die reizendsten Aufenthalte geschildert, und Mathildens angeborne Coketterie weckte in ihr den Wunsch zu glänzen. Sie wußte ihrem Gatten durch viele triftige Gründe zu beweisen, daß er den Weisungen des Familienhauptes Folge leisten müsse, und er ließ es sich leicht einreden, da er gewohnt war, alle ihre Aussprüche wie Orakel zu verehren.

Das junge Paar entschloß sich also, das hübsche, freundliche einsame Nest zu verlassen, und reiste im Juli 1814 nach Frankreich ab.

Schon auf der ersten Poststation begannen die Drangsale des Chevalier de la Graverie. Mathilde, die sich des Anblicks neuer Gegenstände freute und im Geiste mit den Pariser Herrlichkeiten beschäftigte, stimmte nun nicht mehr ein in das elegisch-zärtliche Duett, welches Dieudonné vom Morgen bis zum Abend sang.

Dieudonné bemerkte es bald, und sein erregbares Gemüth wurde schmerzlich dadurch berührt.

Digitized by Google

Er kam also in trüber Stimmung nach Paris, und nachdem er die Adresse seines Bruders, dessen Brief ihn seiner Ruhe so schonungslos entrissen, aufgesucht und gefunden hatte, begab er sich zu dem Baron, der als Aristokrat vom reinsten Wasser natürlich in der Vorstadt Saint-Germain wohnte.

Der Baron de la Graverie war beinahe neunzehn Jahre älter als sein Bruder; er war mitten im Monarchenthum, im Jahre des Regierungsantrittes Ludwigs XVI. geboren. Im Jahre 1784 hatte er die Adelsprobe von 1399 abgelegt und war Page geworden. Nach der Erstürmung der Bastille im Jahre 1789 war er mit seinem Oheim ins Ausland gegangen. Er hatte daher seinen Bruder nie gesehen und bei diesem Mangel an persönlicher Bekanntschaft war auch keine innige Zuneigung zu erwarten.

Zu dieser Gleichgiltigkeit kam der Neid über die glücklichen Vermögensverhältnisse des Chevalier; denn der Baron de la Graverie war, wie sich später zeigen wird, keineswegs frei von Charakterschwächen. Er, der ruinirte, mit Sorgen kämpfende Royalist, konnte es seinem jüngern Bruder nicht verzeihen, daß er das ganze Vermögen der Tante geerbt hatte; ein Vermögen, auf welches er als der ältere Bruder nähere Ansprüche zu haben glaube.

Wie hatte der Chevalier dieses Vermögen erworben? Dadurch, daß er einer Gesellschaft alter Stiftsdamen den Hof gemacht hatte!

Wenn der jüngere Bruder, wie es seine Schuldigkeit war, Malteserritter geworden wäre, so würde ihm der Baron diese Erbschleicherei — wie er es nannte — vielleicht verziehen haben. Aber Dieudonné hatte sich vermält, und der Baron fand ganz unbegreiflich, daß ein jüngerer Sohn,

Digitized by Google

d. i. ein ganz neutrales, unberechtiges Wesen, die unerhörte Kühnheit haben könne, eine Frau zu nehmen; denn er entzog dadurch den möglicherweise zu erwartenden Söhnen des ältern Bruders ein Vermögen, welches, nachdem es dem Vater entzogen worden, wenigstens den Kindern hätte zufallen können.

Der Baron machte den Chevalier daher schon bei der ersten Unterredung mit seinen Ansichten über diesen Punkt bekannt und setzte mit staunenswerther Dreistigkeit hinzu, er hoffe, der Himmel, welcher der jungen Frau schon einmal die Mutterfreuden versagt, werde den Ehegatten auch ferner keine Nachkommenschaft schenken, damit die ältere Linie in Besitz des ihr gebührenden Nachlasses der Stiftsdame komme.

Diese Worte erbitterten Mathilde, die ihren Gemal zu dem Baron begleitet hatte, und erpreßten dem armen Dieudonné einige heiße Thränen. Er fühlte, daß er gewiß ein zärtlicher Vater werden würde, und beweinte die von dem Baron prophezeite Vereitelung seiner Vaterhoffnungen. Er sah abwechselnd seine Gemalin und seinen Bruder an und schien diesen zu fragen, wie er ihm seine Vermälung mit der hübschen, liebenswürdigen, zärtlichen Mathilde zum Verwurf machen könne. Waren denn die von seiner Liebe verdoppelten, verdreifachten Reize der jungen Frau keine genügende Rechtfertigung? Oder hatte der Baron, wie Alcest, dem schönen Geschlecht ewigen Haß geschworen?

Allein bei reifer Ueberlegung bedachte er doch, daß er in Frankreich geblieben war*) und weder die Strapazen des Krieges noch die Drangsale der Auswanderung kennen gelernt hatte; er war reich, sein Bruder hingegen hatte aus der Fremde nur seinen Degen und seine Epauletten zurückgebracht. Er schwankte einen Augenblick und fragte sich, ob er durch

*) Er kam ja gleich nach seiner Geburt nach Deutschland! S. Seite 28.

Digitized by Google

die Annahme des Vermächtnisses der Tante Beauterne seinem Bruder nicht Unrecht gethan habe.

Ohne die Sache weiter in Erwägung zu ziehen und ohne die Winke Mathildens zu beachten, entschuldigte er sich wegen eines Versehens, dessen Folgen er erst jetzt einsehe, bot dem Baron die Hälfte des von der Stiftsdame hinterlassenen Vermögens an und erbot sich, die Schenkungsurkunde noch denselben Tag zu unterzeichnen.

Der Baron willigte ein, ohne sich lange bitten zu lassen.

VI.

Der Chevalier de la Graverie unter den grauen Musketieren.

Wie herzlos auch der Baron war, so schien er doch gerührt durch das Zartgefühl seines Bruders, und als die von dem Notar des Barons verfaßte Schenkungsurkunde von dem Chevalier unterzeichnet war, umarmte der ältere Bruder den jüngern mit einer Herzlichkeit, in welcher er fast seine Würde als Oberhaupt der Familie vergaß. Der Chevalier zerfloß in Thränen; er war gewiß dankbarer für diese einfache brüderliche Demonstration, als der Baron für die Rente von fünfzehntausend Livres, die ihm so unerwartet zufiel und die mit dem was er schon besaß, sein Gesammteinkommen genau auf fünfzehntausend Francs brachten.

Nach der brüderlichen Umarmung erklärte der Baron, er werde Dieudonné künftig wie seinen eigenen Sohn lieben und für seine Anstellung bei Hofe sorgen.

Digitized by Google

Um ihm einen unläugbaren Beweis seiner väterlichen Fürsorge zu geben, bat er für ihn um eine Stelle unter den sogenannten »grauen Musketieren« und in der Meinung, ihm eine höchst angenehme Ueberraschung zu bereiten, sagte er ihm kein Wort von seinen Bemühungen.

Eines Abends als sich Dieudonné zu Tische setzte, fand er unter seiner Serviette den vom Könige Ludwig unterzeichneten Bestallungsbrief, der ihn zum Mitgliede des bevorzugten und in hohem Ansehen stehenden Corps ernannte.

Es war in der That eine große Ehre; die jungen Edelleute aus den ersten Familien Frankreichs bewarben sich um den Eintritt in die sogenannte Maison-Rouge. Denn sowohl die »schwarzen« als die »grauen Musketiere« hatten rothe Uniform und führten ihren Namen nach der Farbe ihrer Pferde. Ueberdies stand jeder Musketier im Range eines Lieutenants.

Aber wie groß auch diese Ehre war, so müssen wir doch gestehen, daß der Chevalier de la Graverie seit dem Empfange des Briefes, der ihn seiner süßen Ruhe entrissen, keine peinlichere Erschütterung empfunden hatte, als die, welche ihm der Anblick des Pergaments verursachte. Er verlor fast das Bewußtseyn, und der kalte Schweiß rann ihm von der Stirn.

Als er einigermaßen wieder zur Besinnung gekommen war, wies er diese Ehre mit einer Entschiedenheit zurück, die man von seinem gutmüthigen, lenksamen Temperament nicht erwartet hätte. Er weigerte sich aus vielen Gründen, unter denen der triftigste war, daß er, im Gegensatz zu seinem berühmten Vorgänger d'Artagnan, nicht die mindeste Freude am Soldatenleben fand.

Der Baron de la Graverie erfuhr diese Weigerung durch einen Brief, den der Chevalier in der ersten Aufwallung schrieb.

Digitized by Google

Er gerieth darüber in gewaltigen Zorn: dieſe Weigerung des Chevaliers compromittirte ihn im höchſten Grade; er hatte ſeinen ganzen Einfluß geltend gemacht, um die Unterſchrift des Königs zu erlangen, und die Erklärung, daß ein La Graverie nicht fähig ſey, einen militäriſchen Poſten zu bekleiden, mußte ihn, den Baron, dem Geſpött des Hofes preisgeben.

Er antwortete daher ſeinem Bruder, er müſſe die rothe Uniform anziehen, auf ſeinen Willen komme es dabei gar nicht an, und dem Könige ſchrieb er, ſein Bruder ſey für die ihm erwieſene Gnade ſo von Dankbarkeit durchdrungen, daß er nicht wiſſe, wie er dieſelbe zu erkennen geben ſolle, und daher ihn, den Baron, beauftragt habe, Sr. Majeſtät die Gefühle ſeines von Dank überwallenden Herzens auszudrücken.

Der arme Dieudonné konnte nun nicht mehr zurücktreten; der Baron hatte ja in ſeinem Namen geantwortet und gedankt.

Der Chevalier hatte eine tiefe Ehrfurcht vor der Familienhierarchie. Der Baron, als das Haupt der Familie, hatte alle Mühen und Sorgen des Lebens auf ſich genommen und ihm nur die Freuden und Genüſſe gelaſſen; ja ungeachtet der keinen Augenblick bereuten Abtretung der Hälfte ſeines Erbtheils fragte er ſich zuweilen, ob es nicht unrecht ſey, daß er ſeinem ältern Bruder die andere Hälfte vorenthielt.

Die Vorwürfe des Undanks, die ihm der Baron von Zeit zu Zeit perſönlich machte, machten daher einen ſo tiefen Eindruck auf ihn, daß er nichts zu antworten wußte und ſtumm blieb.

Mathilde ſah ihren Schwager mit einem bittenden Blicke an; denn die Verlegenheit ihres armen Gatten that ihr weh. Sie hatte noch nicht Zeit gehabt, ihr naives, unbefangenes

Digitized by Google

deutsches Gemüth in der Berührung mit der französischen Gesellschaft abzustreifen: sie betrachtete Dieudonné als den Antinous des achtzehnten Jahrhunderts, und zweifelte nicht, daß die schöne Musketieruniform manche an ihm vermuthete Vorzüge hervorheben werde; sie hatte sich also aus ehelicher Coketterie entschlossen, die Bemühungen ihres Schwagers zu unterstützen.

Dies war im Grunde nicht mehr nothwendig: der Baron hatte ja im Namen seines Bruders geantwortet, und gedankt. Dieudonné konnte nicht mehr zurücktreten, er war grauer Musketier vom Kopf bis zu den Füßen und stand von nun an unter dem Befehl des Marschalls Marmont, Herzogs von Ragusa und Oberbefehlshabers sämmtlicher Leibgarden des Königs.

So legte denn der unglückliche Chevalier acht Tage später die Uniform mit der stillen, frommen Ergebung eines Pudels an, den man in einen Troubadour verkleidet, um ihn auf dem Seil tanzen zu lassen.

Die Uniform war prächtig: rother Frack, Beinkleider von weißem Casimir, hohe Reiterstiefel, Helm mit flatterndem Roßschweif, Panzer mit Kreuz und goldener Sonne. Aber der arme Dieudonné fühlte sich sehr unbehaglich in dieser prächtigen Uniform. Er hatte keine ungebührlich hohe Meinung von sich selbst, und fand sich linkisch und lächerlich in dem Panzer. Er war klein und beleibt, und sein röthliches bartloses Gesicht würde sich in dem Gewande eines Chorknaben recht hübsch ausgenommen haben, war aber in der Uniform höchst lächerlich.

In Civilkleidern war der Chevalier indeß eben nicht häßlicher, als die meisten andern Männer, und die Redensart: er ist nicht übel, mit welcher man bei gewissen Personen

Digitized by Google

männlichen Geſchlechts den Mangel an Grazie zu bemänteln ſucht, konnte auf den Chevalier eben ſo gut, ja noch beſſer als auf manchen Andern eine Anwendung finden.

Aber die Uniform machte dieſe Mängel ſehr bemerkbar. War er zu Fuß, ſo ſchienen die hohen Stiefel aus ſeinem Bauch hervorzukommen, wie der Stiel aus einem Fangbecher, und Mancher, der ihn vorübergehen ſah, fragte ſeinen Nachbar: »Können Sie mir ſagen, wer der Roßſchweif iſt, der da vorbeigeht?«

Doch dies war noch die leidlichſte Seite der Situation. Um ſich einen Begriff von den Qualen zu machen, die der Menſch erdulden kann, ohne zu ſterben, mußte man den Chevalier de la Graverie zu Pferde ſehen.

Wenn er im Alter von zehn Jahren oben auf einer Treppe geweſen war, ſo pflegte er ſeine Tante zu rufen, um ſich hinunterführen zu laſſen. Wenn er als fünfzehnjähriger Knabe dann und wann den Eſel des Gärtners beſtieg, ſo ging eine ſeiner Gönnerinnen voran und eine andere hinterher, damit der Eſel, wenn es ihm etwa einfallen ſollte durchzugehen, ſowohl beim Zügel als beim Schweif gehalten werden konnte.

Wie fleißig daher der Chevalier die Reitſchule beſuchte und wie beharrlich er die Theorie ſtudirte, ſo war es ihm doch unmöglich, ſeine zugleich runden und ſteifen Gliedmaßen mit den Bewegungen des Pferdes in Einklang zu bringen.

Der Chevalier hatte ein recht lammfrommes Pferd verlangt, aber ſein Bruder wählte für ihn ein fehlerfreies, aber feuriges Schlachtroß. Dieudonné hatte es ſo klein als möglich gewünſcht, aber die Pferde ſämmtlicher Garden mußten eine beſtimmte Größe haben, unter welcher keines zugelaſſen wurde. Der Chevalier, der ſchon den Schwindel bekam, wenn

Digitized by Google

er von einer unbeweglichen Treppe hinunter sah, verlor fast die Besinnung, wenn er ein kräftiges, muthiges Pferd ritt.

Es war in der That ein Wunder, daß er auf seinem Bayard — diesen Namen hatte der Baron dem Pferde zur Erinnerung an das Roß der vier Haimonskinder gegeben — das Gleichgewicht behielt; denn er thronte im Sattel etwa mit derselben Grazie und Solidität, wie ein Mehlsack auf dem Rücken eines Maulesels. In schwierigen Fällen leisteten ihm seine rechts und links reitenden Cameraden gute Dienste. Denn zum Glück für ihn wurden Letztere durch seine Sanftmuth und Anspruchslosigkeit gerührt, und sie schämten sich, ein so harmloses Wesen zur Zielscheibe ihres Spottes zu machen.

Dieudonné würde gern seinen Abschied genommen haben, um diesen Drangsalen ein Ende zu machen, wenn er nicht gefürchtet hätte, seiner Frau einen Kummer zu machen und mit seinem ältern Bruder in offene Fehde zu kommen.

Vor Allem fürchtete er den Tag, wo ihn die Reihe treffen würde, den Wagen des Königs zu escortiren. Man ritt dann nicht in Reihe und Glied, sondern galoppirte einzeln und ohne strenge Ordnung. Der König, der sehr regelmäßig lebte, fuhr täglich zu einer bestimmten Stunde aus. Ludwig XVIII. that heute genau dasselbe was er gestern gethan hatte. Von seinem Einzuge in Paris am 3. Mai 1814 bis zu seinem Tode, 16. September 1824, war die Eintheilung seiner Zeit folgende: Um sieben Uhr Morgens stand er auf, empfing den Oberkammerherrn oder Herrn von Blacas um acht Uhr; seine Geschäfte erledigte er von neun bis zehn Uhr, dann frühstückte er in Gesellschaft der dienstthuenden Cavaliere und anderer Personen, welche ein für allemal Zutritt bei ihm hatten, nemlich mit den Großwürdenträgern und den Capitänen der Gardecompagnien.

Digitized by Google

Nach dem Frühstück, welches in der ersten Zeit nur fünfundzwanzig Minuten dauerte, aber sich mit der Zeit bis auf drei Viertelstunden ausdehnte, ging man in das Cabinet des Königs, wo fünf Minuten vor eilf, nie früher oder später, die Conversation begann. Nachdem sich die immer mit zwei Damen anwesende Herzogin von Angoulême entfernt hatte, pflegte der König zur Erheiterung der Zuhörer ein lustiges, auch wohl etwas schlüpfriges Geschichtchen zu erzählen. Zehn Minuten nach eilf Uhr entließ er die Anwesenden, um bis zwölf Uhr die Privataudienzen zu ertheilen.

Um zwölf Uhr hörte er mit seinem aus mindestens zwanzig Personen bestehenden Gefolge die Messe. Nach seiner Rückkehr in die Appartements empfing er seine Minister oder führte den Vorsitz im Staatsrathe, der sich einmal wöchentlich versammelte. Dann las er ein paar Stunden oder zeichnete Häuserpläne, die er nachher ins Feuer warf.

Um drei oder vier Uhr, je nach der Jahreszeit, fuhr er in einer großen Kutsche spaziren und zwar so schnell, daß er oft fünf, sechs, ja zehn Lieues zurücklegte. Zehn Minuten vor sechs traf er wieder in den Tuilerien ein. Um sechs Uhr speiste er en famille; er aß mit gutem Appetit, aber nur von gewählten Speisen.

Die königliche Familie blieb bis acht Uhr beisammen; dann fanden sich alle Personen ein, die Zutritt bei Hofe hatten. Um neun Uhr begab sich Ludwig XVIII. in den Sitzungssaal, wo er das Losungswort für die Schloßwache gab. Den zwanzig Minuten dauernden Aufenthalt des Königs im Saale benutzten einige Personen, um ihre Aufwartung zu machen. Dann begab sich der König in sein Zimmer, las im Horaz Virgil oder Racine und ging um eilf Uhr zu Bett.

Mitten unter dieser langen Reihe von »kleinen Pflichten,«

Digitized by Google

die ſich der König aufgebürdet hatte und die er pünktlich und gewiſſenhaft erfüllte, hatte nur ein einziger Paragraph ein Intereſſe für den Chevalier de la Graverie. Dieſer Paragraph lautete:

»Se. Majeſtät bringt täglich das Wetter ſey gut oder ſchlecht, von drei Uhr bis drei Viertel auf ſechs im Freien zu.«

Die Leibgarden lieferten die Escorte für die Spazirfahrten, die Musketiere ſo gut wie die andern. Aber da die Garden ſehr zahlreich waren, ſo kam jeder nur einmal monatlich an die Reihe.

Der Zufall wollte, daß der Chevalier erſt fünfundzwanzig Tage nach ſeinem Eintritt zur Escorte beordert wurde. Es war ein verhängnißvoller Tag. Mathilde und der Baron waren ſehr erfreut: ſie hofften Beide, Dieudonné werde vom König bemerkt werden. Der Nebelſtern konnte ja bei dem mindeſten Schimmer ein Stern erſter Größe werden. Leider war das künftige Geſtirn hinter einer düſtern Wolke — der Furcht verſteckt!

Die Stunde ſchlug, die Escorte wartete zu Pferde im Hof. Der König kam herunter, und kaum war er eingeſtiegen, ſo ſetzte ſich der Zug wie gewöhnlich in Galopp.

Wer den Chevalier geſehen hätte, würde Mitleid mit ihm gehabt haben. Er war außer Stande, ſein Pferd zu lenken. Zum Glück war das Pferd ſo gut dreſſirt, daß es den Reiter lenkte. Das kluge Thier ſchien die Verlegenheit des Chevaliers zu begreifen und nahm von ſelbſt ſeinen Platz in der Escorte ein.

Zu dem Sattelknopf konnte der arme Dieudonné ſeine Zuflucht nicht nehmen, denn die eine Hand hielt den Zügel, die andere den Säbel; er ſah ſich in der größten Gefahr zu ſtürzen, und um ſich im Sturz nicht aufzuſpießen, hielt er den

Digitized by Google

Säbel von der eigenen theuern Perſon ſo weit als möglich entfernt.

Die Spazirfahrt wurde ſehr weit ausgedehnt. Der König machte die Runde um die halbe Stadt Paris. Ein guter Reiter wäre ſehr müde geworden, der Chevalier de la Graverie war wie gerädert, und ungeachtet der Winterkälte trieſte er von Schweiß, als ob er in die Seine gefallen wäre.

Er überließ ſeinem Reitknecht das Pferd, und anſtatt, wie gewöhnlich, mit ſeinen Cameraden in den Tuilerien zu ſpeiſen, warf er ſich in einen Fiaker und fuhr nach Hauſe.

Mathilde erſchrak, als ſie ihn erblickte; er ſchien um zehn Jahre älter geworden zu ſeyn.

Der Chevalier ließ ſein Bett mit Zucker räuchern, begab ſich zur Ruhe und ſtand erſt nach drei Tagen wieder auf. Noch vierzehn Tage ſpäter klagte er über Schmerzen im ganzen Körper.

Ach! wie ſehnte er ſich zurück nach dem ſtillen, gemützlichen Leben in der kleinen baieriſchen Villa, an das trauliche Tändeln und Koſen, an die ſentimentalen Spazirgänge, wo das Schweigen der beiden jungen Gatten eben ſo beredt war wie das zärtlichſte Geplauder, ſo innig waren ihre Seelen verſchmolzen! Dieſes Glück war nun dahin, es lebte nur noch in ſeiner wehmüthigen Erinnerung.

Das Schlimmſte dabei war, daß Mathilde durch dieſe leidigen Hüft- und Kreuzſchmerzen zu Vergleichen bewogen wurde, die dem armen Dieudonné keineswegs günſtig waren: wie hätte ſie ihn fortan für den vollkommenſten Mann halten können?

Es iſt ein gefährlicher Moment für die Liebe, für die eheliche Treue, wenn das bisher zärtliche Weib zu ahnen be-

Digitized by Google

ginnt, daß der Mann, den sie als ihr Idol zu betrachten gewohnt war, nicht für sie geschaffen sey. Ein zur gesetzlichen Münze gewordener Mann hat nur noch Zwangscurs.

Damit soll nicht gesagt seyn, daß Mathilde von dem Tage an, wo sie diese unglückliche Entdeckung machte, aufgehört hätte, ihren Gatten zu lieben; im Gegentheil, die Pflege, welche sie ihm während seiner Unpäßlichkeit angedeihen ließ, war nichts im Vergleich mit der Zärtlichkeit, die sie vor den Leuten an den Tag legte; einige scheinspröde Damen fanden diese Zärtlichkeit der jungen Deutschen sogar unanständig. Aber wir müssen zur Steuer der Wahrheit gestehen, daß Mathilde zu Hause fast nur noch den Mund aufthat, um zu gähnen, und daß ihre Pflichten und Verbindlichkeiten gegen die Gesellschaft mit jedem Tage ungemein zunahmen.

Der Chevalier de la Graverie ahnte natürlich nicht, daß er nicht mehr der glücklichste Mann auf Erden war; er würde es gewiß gewesen seyn, wenn er nicht Musketier gewesen wäre. Zumal die jeden Monat wiederkehrende Escorte, die wie ein Damoklesschwert über seinem Haupt hing, verbitterte seine süßesten Stunden.

Digitized by Google

VII.

Wo ein Ereigniß stattfindet, welches den Chevalier de la Graverie mit einem dreimonatlichen Urlaube beglückt.

Der Monat Februar verstrich, wie der Jänner verstrichen war, den Chevalier traf wieder die Reihe, den Wagen des Königs zu escortiren, und seine Angst war dieses Mal leider noch mehr gerechtfertigt, als das erste Mal. Sein Pferd stürzte, der Chevalier fiel auf das Straßenpflaster und verrenkte sich die Schulter.

Er wurde nach Hause gebracht und ärztlich behandelt. Der arme Mann war froh, daß er noch so davongekommen war.

Dieser Unfall wurde schnell bekannt; die vornehmsten Hofcavaliere besuchten ihn oder ließen ihre Karte abgeben. Der König ließ sich dreimal nach seinem Befinden erkundigen.

Der Baron frohlockte.

»Du mußt diesen Vorfall zu benutzen wissen,« sagte er zu seinem Bruder, »und dein Glück ist gemacht.«

Der Chevalier war mit Vergnügen bereit, wenn es ihm nur möglich war, ohne ein Pferd zu besteigen.

Zu Hause hatte er kaum noch nöthig, den Arm in der Binde zu tragen; er trat oft vor den Spiegel und hob drohend die Faust gegen einen Unbekannten, der wohl der Baron seyn mochte, und wenn er seine Mathilde umarmen wollte,

*

Digitized by Google

fand er in dem verrenkten Arme dieselbe Kraft wie in dem andern. Aber in Gegenwart der Besucher, insbesondere der königlichen Hausoffiziere, die sich nach seinem Befinden erkundigten, erheuchelte er einen hartnäckigen Schmerz und schnitt bei jeder Bewegung ein jämmerliches Gesicht — ob absichtlich oder unwillkürlich mag dahingestellt bleiben. Vermuthlich hoffte er auf diese Weise mindestens eine Escorte zu umgehen.

Er legte sich daher freiwilligen Stubenarrest auf und verließ das Bett nur, um sich auf das Sopha auszustrecken. So fand er das schon verloren geglaubte glückliche Stillleben wieder.

Während der Chevalier die Zeitungen und insbesondere den »Moniteur« las, dessen Sanftmuth mit seinem Charakter im Einklange stand — saß Mathilde strickend oder stickend an seiner Seite und gähnte, jedoch mit abgewendeten Gesicht, um die unschöne Kinnladenverrenkung nicht sehen zu lassen.

Am 7. März fand er im Moniteur folgende Proclamation:

»Wir haben am 31. December vorigen Jahres die Kammern vertagt, um die Sitzungen derselben am 1. Mai wieder zu eröffnen. Während dieser Zeit haben Wir Uns allen Arbeiten, welche die öffentlichen Ruhe und das Glück unserer Völker sichern können, mit großem Eifer gewidmet —«

»Das ist wahr,« sagte der Chevalier, die Lesung unterbrechend; »und ich für meine Person habe dem Könige nichts vorzuwerfen, als seine täglichen Spazirfahrten mit Escorte.«

Dann las er weiter:

»Diese Ruhe ist gestört, dieses Glück kann durch Tücke und Verrath gefährdet werden —«

»Hörst Du wohl, Mathilde?«

»Ja,« antwortete die junge Frau gähnend, »ich höre

Digitized by Google

von Tücke und Verrath; aber ich verstehe nicht was damit gemeint ist.«

»Ich auch nicht,« erwiederte der Chevalier, »aber ich hoffe, es wird schon klar werden. Ich fahre fort:

»Wenn die Feinde des Vaterlandes auf die Uneinigkeit, welche sie immer zu fördern suchten, ihre Hoffnung gesetzt haben, so werden seine gesetzlichen Stützen und Vertheidiger diese verbrecherische Hoffnung durch die Kraft einer unzerstörbaren Eintracht vereiteln —«

»Ja wohl,« sagte der Chevalier, »diese verbrecherische Hoffnung wird man vereiteln, und ich werde der Erste seyn, der dabei thätig ist, wenn mein Arm geheilt ist. — Nicht wahr, Mathilde, die Regierung schreibt sehr gut?«

»Ja,« erwiederte Mathilde, ohne den Mund aufzuthun, indem sie fürchtete, die Kinnladen nicht mehr in ihrer Gewalt zu behalten.

»Der Moniteur ist heute recht interessant,« sagte der Chevalier und las weiter:

»Aus diesen Gründen haben Wir nach Anhörung des Berichtes Unseres lieben, getreuen Kanzlers von Frankreich, des Herrn Dambray, Commandeur Unserer Orden, verordnet und verordnen wie folgt:

»Artikel 1. Die Pairskammer und die Kammer der Abgeordneten der Departements werden an ihren gewöhnlichen Sitzungsort einberufen.

»Artikel 2. Die von Paris abwesenden Pairs und Deputirten werden sich sofort dahin begeben, sobald sie Kenntniß von dieser Proclamation bekommen.

»Gegeben im Schlosse der Tuilerien, 6. März 1815, am 20. Unserer Regierung.

Ludwig.«

Digitized by Google

»Es ist sonderbar,« sagte der Chevalier, der »König beruft die Kammern ein, und sagt nicht warum er sie einberuft.«

»Du hast mir immer versprochen, mich in eine Sitzung zu führen, um mich zu zerstreuen,« sagte Mathilde.

»Ich werde Dich hinführen, mein Engel.«

»Ach, es wird gewiß recht unterhaltend seyn!« sagte Mathilde, die im Vorgefühl der Zerstreuung unaufhörlich gähnte.

»Ha, ich finde noch eine Ordonnanz,« sagte der Chevalier, »diese zweite Ordonnanz klärt uns vielleicht Alles auf.«

Er las:

»Ordonnanz.

»Auf den Bericht Unseres lieben getreuen Kanzlers von Frankreich, des Herrn Dambray, Commandeurs Unserer Orden, haben Wir verordnet und erklärt, verordnen und erklären wie folgt:

»Artikel 1. Napoleon Bonaparte wird als Verräther und Rebell erklärt, weil er mit bewaffneter Hand in das Departement du Var eingedrungen ist —«

»Ist es möglich?« sagte der Chevalier. »Hast Du es gehört, Mathilde?«

»Verräther und Rebell, weil er mit bewaffneter Hand in das Departement du Var eingedrungen ist,« wiederholte Mathilde mechanisch. »Aber wer ist denn ein Verräther und Rebell?«

»Napoleon Bonaparte, wer denn sonst? Aber es ist mir unbegreiflich: mich dünkt, daß man ihn auf einer Insel eingesperrt hatte —«

»Ja wohl,« erwiederte Mathilde, »auf der Insel Elba.«

Digitized by Google

»Dann konnte er aber nicht in das Departement du Var eindringen; es müßte denn von der Inſel Elba eine Brücke zu dem beſagten Departement führen. — Doch wir wollen hören was die Ordonnanz weiter ſagt.«

»Es wird folglich allen Statthaltern, Commandanten der bewaffneten Macht, Nationalgarden, Civilbehörden und ſelbſt allen Staatsangehörigen zur Pflicht gemacht, auf ihn zu fahnden —«

»Ich will hoffen, daß Du ruhig zu Hauſe bleiben wirſt.«

»Das iſt noch nicht Alles. Warte nur. Höre weiter,«

»— auf ihn zu fahnden, ihn zu verhaften, und ſofort vor ein Kriegsgericht zu ſtellen, welches nach feſtgeſtellter Identität die vom Geſetz beſtimmte Strafe über ihn verhängen wird —«

In dieſem Augenblicke wurde der Chevalier durch das Erſcheinen des Dieners, der den Baron de la Graverie meldete, beim Zeitungsleſen unterbrochen.

Der Baron war vollſtändig gerüſtet und bewaffnet, wie Marlborough.

Der Chevalier erblaßte, als er ihn in dieſer martialiſchen Furchtbarkeit erblickte.

»Du weißt doch was vorgeht?« ſagte der Baron.

»Ich ahne es.«

»Der corſiſche Werwolf hat ſeine Inſel verlaſſen, und iſt im Golf Juan gelandet.«

»Im Golf Juan? Was iſt das?«

»Ein kleiner Hafen, zwei Lieues von Antibes.«

»Von Antibes?«

»Ja, und ich komme um Dich zu holen.«

»Mich? warum denn?«

Digitized by Google

»Haſt Du denn nicht geleſen, daß allen Commandanten der bewaffneten Macht, allen Nationalgarden und Civilbehörden, ja ſelbſt allen Staatsbürgern zur Pflicht gemacht wird, auf ihn zu fahnden — Ich will Dich abholen, um zu fahnden.«

Der Chevalier warf einen bittenden Blick auf ſeine Frau; er erkannte in allen bedenklichen Fällen mit lobenswerther Beſcheidenheit, daß ſie mehr Geiſtesgegenwart hatte als er, und zählte auf ſie, um aus der Klaue zu kommen.

Mathilde verſtand den flehenden Blick.

»Mich dünkt,« ſagte ſie zu dem Baron, »daß Sie einen wichtigen Umſtand vergeſſen: Ihnen ſteht es jeden Augenblick frei, Ihren Säbel zu nehmen und auf jede beliebige Perſon zu fahnden; Dieudonné hingegen gehört zum Hofe, deſſen Verhalten er ſich als Richtſchnur nehmen wird. Wenn er jetzt Paris verließe, um gegen Napoleon zu Felde zu ziehen, ſo wäre er ein Deſerteur.«

Der Baron biß ſich in die Lippen.

»Sie ſcheinen der Obercommandant meines Bruders zu ſeyn,« ſagte er höhniſch.

»Nein,« erwiederte Mathilde gelaſſen, »ſein Obercommandant iſt, ſoviel mir bekannt, der Herzog von Raguſa.«

Sie arbeitete ruhig an ihrer Stickerei fort, während der Chevalier ſie mit Bewunderung betrachtete.

»Nun, dann gehe ich ohne ihn!« ſagte der Baron.

»Dann wird die Ehre Ihnen allein zu Theil werden,« agte Mathilde.

Der Baron warf der jungen Frau einen grimmigen Blick zu und entfernte ſich.

Digitized by Google

»Was sagst Du zu dem Besuch meines Bruders?« fragte Dieudonné, der noch zitterte.

»Ich sage, daß er noch nicht zufrieden ist, Dir die Hälfte deines Vermögens entlockt zu haben; er würde gern sehen, wenn Du todtgeschossen würdest, um das Uebrige zu erben.«

Dieudonné schnitt ein Gesicht, um anzudeuten, daß er ihrer Meinung war.

Dann ging er auf Mathilde zu, küßte sie und vergaß sich so weit, daß er sie mit dem unbrauchbar gewordenen Arme an sein Herz drückte.

Im Laufe des Tages kam ein Besuch über den andern. Alle sprachen von dem sonderbaren Ereigniß, und Niemand zweifelte, daß Napoleon keine zehn Meilen vordringen werde, ohne verhaftet und erschossen zu werden.

Aber auf die zwanzigmal wiederholte Frage: »Was werden Sie thun?« antwortete der Chevalier: »Ich gehöre zum Hofe, und werde thun was der Hof thut.«

Jedermann fand diese Antwort sehr klug und verständig. Alle Besucher hatten übrigens den Baron im stattlichen Waffenschmuck gesehen, und Jedermann wußte, daß er sich rüstete, gegen den corsischen Werwolf zu Felde zu ziehen.

Denselben Tag gegen zwei Uhr erfuhr man, daß der Graf von Artois nach Lyon und der Herzog von Bourbon nach der Vendée abreisen werde.

Diese Doppelnachricht beantwortete Dieudonné mit schrecklichen Grimassen und mit der Erklärung, daß ihm sein Arm heftige Schmerzen mache.

Am 8. und 9. gingen nur unbestimmte und unverbürgte Nachrichten ein. Der Baron wurde überall gesehen; er wartete nur auf sichere Nachrichten, um abzureisen und gegen Napoleon zu ziehen.

Digitized by Google

Abgesehen von den Schmerzen, die ihm sein Arm verursachte, war Dieudonné vollkommen ruhig.

Woher kam dieser philosophische Gleichmuth? Er war kein Stoiker, aber es war ihm ein Gedanke gekommen, den er mit der Zähigkeit des Egoismus festhielt. Wir wagen es kaum diesen Gedanken zu nennen.

Larochefoucault sagt, in dem Unglück unseres besten Freundes sey immer etwas, das uns nicht ganz unlieb sey. Man könnte hinzusetzen, daß in den größten politischen Umwälzungen, mitten in den Katastrophen, welche die Regierungen stürzen, immer ein ganz kleiner Punkt sey, der mit der umstürzenden Partei einigermaßen aussöhnt.

So dachte Dieudonné, Ludwig XVIII. würde Paris verlassen, wenn Napoleon wieder den Thron bestiege. Ludwig XVIII. würde dann natürlich nicht mehr von drei bis ein Viertel auf sechs spaziren fahren, und folglich keine Escorte mehr brauchen.

Aus welchem unlautern Boden wachsen oft die Meinungen empor!

Der Chevalier hatte diesen Gedanken anfangs als seiner unwürdig zurückgewiesen, aber der Gedanke kam immer wieder und nistete sich allmälig so fest ein, daß er nicht mehr zu vertreiben war.

Als Dieudonné am 9. im »Moniteur« las, daß Napoleon wahrscheinlich am 10. Abends in Lyon eintreffen werde, fühlte er sich durch diese Nachricht nicht so unangenehm berührt, als man hätte glauben können.

Der Baron erklärte nun, da er wisse, wo Napoleon zu finden, werde er unfehlbar am 11. oder 12. abreisen; auf jeden Fall werde er aber die officielle Nachricht von dem Eintreffen des Corsen erst abwarten.

Digitized by Google

In den Tuilerien konnten dreitausend Mann Platz finden. Der Baron brachte seinem Bruder diese Nachricht und setzte hinzu: »Es versteht sich von selbst, daß Du Dich der Besatzung anschließest.«

»Ich glaubte Du seyest schon am 11. abgereist,« erwiederte Dieudonné.

»Ich war wirklich im Begriff abzureisen,« sagte der Baron; »aber es fiel mir ein, daß man von Lyon nach Paris auf zwei Straßen reisen kann: durch Burgund und durch Nivernais; ich fürchtete auf der einen Straße abzureisen, während Napoleon auf der andern Straße anrückt.«

»Das ist allerdings ein triftiger Grund,« sagte Mathilde.

»Ja, und ich sehe nicht ein, warum sich mein Bruder nicht dem Könige zur Verfügung stellt.«

»Er wird es auch sofort thun,« erwiederte Mathilde.

Sie setzte sich an den Schreibtisch und nahm eine Feder.

»Was machen Sie?« fragte der Baron.

»Ich schreibe, wie Sie sehen.«

»An wen?«

»An den Herzog von Raguſa.«

»Was schreiben Sie ihm?«

»Daß sich mein Mann zu seiner Verfügung stellt.«

»Kann denn Dieudonné nicht mehr schreiben?«

»Nein; Sie wissen ja, daß er sich den rechten Arm verrenkt hat.«

Mathilde schrieb:

»Herr Marschall,

»Mein Gemal, der Chevalier Dieudonné de la Graverie, obschon so schwer am Arm verwundet, daß ich für ihn die Feder ergreifen muß, hat die Ehre sich als Angehöriger der

Digitized by Google

königlichen Hofhaltung zu Ihrer Verfügung zu ſtellen. Was Sie auch verfügen, er iſt jeden Augenblick bereit, die Gefahren ſeiner Cameraden zu theilen. Seine Pflichttreue wird ſeine mangelnde Kraft erſetzen. Er hat die Ehre zu ſeyn ꝛc.«

»Iſt es ſo gut?« fragte Mathilde den Baron.

»Ja,« antwortete der Baron zornig; »ſehr gut. Dieudonné kann ſich glücklich ſchätzen, eine Frau wie Sie zu haben.«

»Nicht wahr?« ſagte Dieudonné naiv; »ich ſagte Dir ja, daß ſie ein Schatz iſt!«

Der Baron entfernte ſich, angeblich um Erkundigungen einzuziehen.

Mathilde ſchickte ihren Brief in die Tuilerien.

Am 19. um neun Uhr Morgens erfuhr man in Paris, daß Napoleon am 17. in Auxerre eingetroffen ſey und gegen die Hauptſtadt vorrücke.

Der König, der den Plan des Herzogs von Raguſa zurückgewieſen hatte, ließ den Marſchall um eilf Uhr kommen und ſagte zu ihm:

»Ich reiſe in dieſer Nacht ab, geben Sie meinen Garden ſogleich die nöthigen Befehle.«

Um zwölf Uhr wurde ein Adjutant des Marſchalls bei dem Chevalier de la Graverie gemeldet.

Der Marſchall antwortete auf das Schreiben Mathildens, der König wiſſe, daß eine Verletzung des Armes den Chevalier zwinge das Zimmer zu hüten; er kenne ſeine lohale Geſinnung und ertheile ihm Urlaub, denn er wiſſe wohl, daß ihn nur die im Dienſte erhaltene Wunde verhindere, in dieſem wichtigen Moment bei ſeinem Monarchen zu erſcheinen.«

»Es iſt gut,« antwortete Mathilde; »haben Sie die

Digitized by Google

Güte dem Herrn Marſchall zu ſagen, daß der Chevalier in einer Stunde in den Tuilerien ſeyn wird.«

Dieudonné machte große Augen.

Der Adjutant verneigte ſich von Bewunderung durchdrungen und ging.

Mathilde reichte ihrem Gatten den Brief.

»Aber der König hat mir Urlaub gegeben,« ſagte Dieudonné.

»Allerdings,« erwiederte Mathilde; »aber ein Cavalier darf ſolche Gunſtbezeigungen nicht annehmen. Du mußt den König bis an die Grenze begleiten und müßteſt Du Dich auf deinem Pferde feſtbinden laſſen!«

»Du haſt Recht, Mathilde,« ſagte der Chevalier nach kurzem Beſinnen. — »Meine Rüſtung und mein Schlachtroß!« befahl er mit derſelben Stimme wie Cäſar denſelben Befehl gegeben haben würde.

Eine Stunde nachher war er in den Tuilerien.

Um Mitternacht reiſte der König ab.

Bei der Ankunft in Ypern ſah Ludwig XVIII. den Chevalier de la Graverie, der mit zwei Andern bei ihm geblieben war.

Der König ließ drei Ludwigskreuze bringen und heftete ſie eigenhändig an die Uniform dieſer drei Getreuen.

Dann ſchickte er ſie nach Frankreich zurück, indem er die Hoffnung ausſprach, ſie in Paris bald wieder zu ſehen.

Der Chevalier hatte gegen hundert Lieues zu Pferde zurückgelegt. Dies war mehr als genug. — Er verkaufte ſein Pferd um den halben Werth, ſetzte ſich in den Poſtwagen und kehrte nach Paris zurück.

Es wäre unmöglich, dem Leſer die majeſtätiſche Geberde zu ſchildern, mit der er ſeiner Frau das Ludwigskreuz zeigte.

Digitized by Google

Mathilde war entzückt.

Dieudonné erkundigte sich nach seinem Bruder.

Der Baron war endlich am 17. abgereist, aber nicht auf einer der südlichen Straßen, wo er fürchten mußte, dem corsischen Werwolf zu begegnen; er wollte und konnte nicht länger in Paris bleiben, ohne sich durch seine unklugen Prahlereien zum Gegenstande des Spottes zu machen.

VIII.

Wo der Chevalier de la Graverie neue Bekanntschaften macht.

Die Ereignisse, welche der Rückkehr Napoleons von der Insel Elba folgten, sind bekannt. Als Dieudonné wieder zu Hause war, hängte er sein Ludwigskreuz über dem Bette Mathildens auf, um zu erkennen zu geben, daß er es ihr verdankte.

Während der hundert Tage machte er sich nicht die mindesten Sorgen. Er war der glücklichste Mann von der Welt: er war ja nicht mehr Musketier, dafür aber Ritter des Ludwigordens.

Die zweite Restauration trat ein. Der Baron kam unmittelbar nach den Bourbons und bezog wieder seine Wohnung in der Vorstadt Saint-Germain. Er ging indeß nicht zu seinem Bruder: er hielt es für ein himmelschreiendes Unrecht, daß Dieudonné einen Orden hatte, und er, der ältere Bruder, das Haupt der Familie, bisher leer ausgegangen war.

In Ermanglung eines Vermittlers wandte sich der Chevalier de la Graverie unmittelbar an den König mit der Bitte, den Säbel des Musketiers mit dem Stabe des Ceremonienmei-

Digitized by Google

sters zu vertauschen. Die Bitte wurde ihm zu seiner großen Freude gewährt; die neue bequeme Stellung sagte ihm weit besser zu, als die halsbrecherischen Escorten.

Aber sonderbarer Weise suchte er die Gesellschaft von Militärpersonen; er schien der ganzen Welt beweisen zu wollen, daß sein Haupt auch einst den so unbequemen Helm mit dem Roßschweif getragen hatte.

Wenn er Dienst in den Tuilerien hatte, so schloß er sich vorzugsweise den Gardeoffizieren an und behandelte sie als Cameraden.

Eines Tages machte er die Bekanntschaft eines Capitäns, der ihm gleich bei der ersten Unterredung ungemein gefiel, vermuthlich weil er in allen Stücken das Gegentheil von ihm war.

Der Capitän war viel älter als der Chevalier de la Graverie, der damals etwa fünfundzwanzig Jahre zählte. Dieser Offizier hatte in einigen Monaten seinen Abschied zu erwarten. Seine Haare waren grau, und einige Runzeln durchzogen bereits seine Stirn; aber an Geist, Herz und Charakter war der Capitän Dumesnil noch jugendlich frisch, und es war in der ganzen Garde vielleicht kein Unterlieutenant, der ihm an Frohsinn, Lebendigkeit und Sorglosigkeit gleichkam. In allen Leibesübungen, welche von dem Chevalier de la Graverie, oder vielmehr von den alten Stiftsdamen, die ihn erzogen, ganz vernachlässigt worden waren, hatte es der Capitän Dumesnil zur Meisterschaft gebracht. Sein Muth war in der ganzen Armee bekannt.

Diese glänzenden Eigenschaften machten einen sehr tiefen Eindruck auf den Chevalier, eben weil er sie nicht besaß; ein solcher Freund, meinte er, würde in seinem etwas langweiligen Hause eine willkommene Zerstreuung bieten, zumal für

Digitized by Google

Mathilde, die immer ſchweigſamer wurde. Er kam ſeinem neuen Bekannten daher ſo freundlich entgegen, wie ein Liebender dem Gegenſtande ſeiner Wahl.

Nach einigen Stunden waren Beide ſchon ſo gute Freunde, daß Dumesnil die Einladung zum Diner für den folgenden Tag bereitwillig annahm.

Der Capitän gehörte übrigens zu denen, die eine Einladung bei dem Teufel annehmen würden, wenn ſie einen guten Braten und ein gutes Glas Wein zu erwarten hätten.

Der Chevalier de la Graverie war damals in einer der bedenklichſten Phaſen des Ehelebens. Mathilde langweilte ſich ſchon ſeit Monaten; bei Frauen von ihrem Temperament iſt aber die Langweile der dem Fieber vorausgehende Schauer; die zweite Reſtauration war durch eine lange Reihe von geräuſchvollen Feſtlichkeiten gefeiert worden; Mathilde war der Bälle und Schauſpiele und des ganzen Treibens, in welchem das Herz keine Befriedigung findet, überdrüſſig geworden; ſie fand am Cokettiren, worauf es bei ſolchen Prunkfeſten doch hauptſächlich abgeſehen iſt, keinen Gefallen; ſie fühlte die Leere in ihrem Herzen, und dieſe Leere war ihr unerträglich.

In ihrem Benehmen gegen Dieudonné blieb ſie ſich übrigens ziemlich gleich; durch Erziehung und Gewohnheit war ſie eine aufmerkſame, anſpruchloſe Hausfrau geworden, und wie auch der Lauf ihrer Gedanken war, ſo blieb ſie doch immer die ſorgſame, liebende Gattin; aber im Grunde wurde ſie durch die melancholiſche Zärtlichkeit unangenehm berührt, und die ſchmachtenden Blicke, die ſie ihm zuwarf, nahmen nach und nach den Ausdruck der Ungeduld und Verſtimmung an, welche ſich der Frauen von ihrem Temperament leicht bemächtigt, wenn ihnen der Mann nicht den mindeſten Grund zur

Digitized by Google

Klage, und folglich auch keinen Vorwand bietet, sich zu revanchiren.

An demselben Tage, wo der Capitän Dumesnil im Hause des Chevaliers erschien, machte der Baron zum ersten Male wieder einen Besuch und stellte seiner Schwägerin einen ihm sehr angelegentlich empfohlenen Husarenlieutenant vor.

Dieser Husarenlieutenant war in der That ein sehr hübscher Offizier; schlank, gewandt, ungezwungen in Haltung und Benehmen; der sorgfältig cultivirte Schnurbart fehlte natürlich nicht. Kurz, es war eine ganz tadellose Gliederpuppe, die wohl geeignet war, die goldenen Schnüre eines Dolmans zu tragen und eine Säbeltasche zu schleppen.

Es ist unglaublich, welchen Eindruck ein mit heiterer Laune verbundenes ungezwungenes Benehmen auf die Stimmung einer hübschen Frau machen kann. Von jenem Glückstage an, wo der Husarenlieutenant und der Gardecapitän das Haus des Chevalier de la Graverie besuchten, schien sich die Stimmung der Dame vom Hause zu bessern; die Blässe ihrer Wange schwand, um einer leichten Röthe Platz zu machen; ihre Augen bekamen den verlornen Glanz wieder; sie wurde wieder heiter und würzte ihre ehelichen Liebkosungen mit freundlichem Lächeln, welches den Reiz und den Werth derselben erhöhte.

Der unwillkürliche, aber sehr bemerkbare Erfolg hatte eine allmälige Annäherung zwischen den beiden Aerzten wider Willen und der schönen Patientin zur Folge; sie gingen ihr nicht mehr von der Seite, und nach vierzehn Tagen waren sie tägliche Gäste im Hôtel La Graverie.

Man fand sie auf den Promenaden, bei den Wettrennen immer beisammen; sie erschienen mit einander in den

Digitized by Google

Ballsälen und Theatern; wer Mathilde erscheinen sah, konnte zehn gegen eins wetten, daß der Chevalier de la Graverie ihr auf dem Fuße folgte, und nach ihm die beiden Cavalieri serventi kamen.

Es war ein sonderbarer, aber sehr anziehender Familienkreis. Es war keine kosende, früher oder später zur tödtlichen Langweile führende Fortsetzung der Flitterwochen unter vier Augen; es war auch kein Kleeblatt nach italienischem Zuschnitt, sondern ein aus vier Personen bestehendes Hauswesen, in welchem der Herr vom Hause, sein Freund und der Schützling der Dame gleiche und ehrlich vertheilte Rechte hatten. Jeder erhielt mit sorgfältig bemessener Genauigkeit den ihm gebührenden Antheil an zauberischem Lächeln und freundlichem Dank; alle Drei hatten abwechselnd das Recht der schönen Mathilde den Arm zu bieten, ihren Shawl oder Fächer zu tragen.

Madame de la Graverie war in der Austheilung ihrer Gunstbezeigungen so streng gerecht, daß Niemand eifersüchtig oder unzufrieden wurde.

Am zufriedensten unter dem Männerkleeblatt, am dankbarsten nicht nur gegen Mathilde, sondern gegen die beiden Andern war Dieudonné, der innerlich frohlockte bei dem Gedanken, daß er zwei neue Ventile gefunden, durch die er das ihm vormals so drückende Uebermaß seiner Zärtlichkeit auslassen konnte.

Wie es Mathilde anfing, ihren kleinen Hof in dieser ruhigen, zufriedenen Stimmung zu erhalten? Wir gestehen aufrichtig, daß dies eines der weiblichen Geheimnisse ist, die wir ungeachtet oft wiederholter gewissenhafter Studien noch nicht zu ergründen vermochten.

Am merkwürdigsten war, daß sich die bösen Zungen mit

Digitized by Google

dieſer ſonderbaren Genoſſenſchaft faſt gar nicht beſchäftigten. Die junge Blondine ſchien ſo naiv, es lag eine ſolche Argloſigkeit in ihrem Benehmen gegen die beiden Offiziere, Alles an ihr war ſo natürlich, daß man gewiß für ſehr boshaft gegolten haben würde, wenn man den mindeſten Verdacht geäußert hätte.

Der Baron de la Graverie war der Engel mit dem Flammenſchwert, der die drei Glücklichen aus ihrem Paradies vertrieb.

Eines Nachmittags war Mathilde etwas unwohl, Herr von Pontfarcy, ſo hieß der Huſarenlieutenant, hatte Dienſt, und ſo kam es, daß der Chevalier de la Graverie und der Capitän Dumesnil allein auf der Promenade in den elyſäiſchen Feldern erſchienen.

Obgleich die gewöhnlich unzertrennliche Geſellſchaft nur zur Hälfte anweſend war, ſchien der Chevalier ungemein heiter und aufgeweckt. Ungeachtet ſeines für ſein Alter ſchon ſehr reſpectabeln Bauches begann er oft zu hüpfen und zu tänzeln, lachte über jede Kleinigkeit und rieb ſich ſchmunzelnd die Hände. Der Capitän Dumesnil ſtimmte als Hausfreund pflichtſchuldigſt in dieſe Heiterkeit mit ein.

Auf ihrem Spazirgange begegnete ihnen ein Mann, der mit dem Schickſal keineswegs ſo zufrieden ſchien, wie der Chevalier.

Dieſer Mann war der Baron de la Graverie.

Er blickte ſorgenvoll vor ſich nieder, und hatte den Hut ſo tief in's Geſicht gedrückt, daß ſie ihn anſtießen, ohne ihn zu erkennen. Aber er ſchaute auf, als er angeſtoßen wurde, und erkannte ſie.

»Mordieu! Chevalier, es iſt mir lieb, daß ich Dir

Digitized by Google

begegne,« ſagte der ältere Bruder und nahm den Arm des jüngern.

»Wirklich!« ſagte Dieudonné und ſchnitt ein Geſicht; denn er fühlte ſeinen Arm wie in einen Schraubſtock eingezwängt.

»Ja, ich wollte zu Dir gehen —«

Dumesnil ſchüttelte den Kopf, denn es beſchlich ihn eine trübe Ahnung.

Aber der Chevalier bekam ſchnell ſeine heitere Laune wieder und antwortete:

»Es iſt doch ſonderbar! So eben ſagte ich zu Dumesnil: Ich muß doch zu meinem Bruder gehen, um ihm die freudige Nachricht zu überbringen —«

»Die freudige Nachricht!« wiederholte der Baron mit trübſeligem Lächeln. »So! Du haſt mir eine freudige Nachricht mitzutheilen? Der Tauſch wird nicht zu deinem Vortheil ausfallen, denn ich habe Dir eine ziemlich unangenehme Nachricht zu melden.«

Ein ſo aufmerkſamer Beobachter wie Dumesnil konnte leicht ſehen, daß dieſe Nachricht, die dem Chevalier ſo unangenehm ſeyn ſollte, dem Baron große Freude machte.

Dumesnil ſchauderte, und da der Chevalier Arm in Arm mit dem Capitän ging, ſo ſchauderte er ſelbſt noch mehr aus Sympathie als aus banger Ahnung.

»Was iſt's denn?« ſtammelte der arme Dieudonné erblaſſend; denn er erſchrak ſchon im Voraus über das Leuchten der Bombe, die der Baron in ſein Glück ſchleudern wollte.

»Nichts für den Augenblick —«

»Wie, nichts für den Augenblick?«

»Nein; ich will Dir's ſagen, wenn wir in meiner Woh-

Digitized by Google

nung ſind, wenn Du ſo gütig ſeyn willſt, mich dahin zu begleiten.«

Dumesnil ſah, daß der Baron ſeinen Bruder ohne Zeugen zu ſprechen wünſchte, und da der Erſtere nicht verhehlte, daß er eine unangenehme Mittheilung zu machen habe, war ihm an der Zuhörerſchaft nicht viel gelegen.

»Es fällt mir eben ein, lieber Dieudonné,« ſagte er, »daß mein Oberſt mich erwartet.«

Er reichte dem Chevalier die Hand und verneigte ſich gegen den Baron.

Aber Dieudonné war nicht der Mann, dem drohenden Unglück allein die Stirn zu bieten; er bemächtigte ſich des Armes wieder, den ihm der Capitän entzogen hatte.

»Dieſen Morgen,« ſagte er, »erklärten Sie ja, Sie wären für den ganzen Tag frei. Sie müſſen bleiben, und mein Bruder wird mir ſeine Mittheilung in Ihrer Gegenwart machen. Sie haben ja ſo eben meine Freude getheilt, es iſt alſo billig, daß Sie auch Ihren Antheil an meinem Verdruß bekommen.«

»Im Grunde,« ſagte der Baron, »weiß ich nicht, warum ich den Herrn Capitän von einer Mittheilung ausſchließen ſoll, die ihn eben ſo gut angeht wie Dich.«

Der Capitän Dumesnil hob den Kopf, wie ein Schlachtroß beim Klange der Trompeten, und erröthete leicht.

»Der Teufel hole den alten Voltigeur, der uns den Tag verdirbt,« flüſterte er dem Chevalier zu.

Dann ſagte er in einem Tone, in welchem zugleich eine Bitte und eine Drohung lag:

»Herr Baron, Sie haben gewiß wohlbedacht was Sie thun wollen; ich erlaube mir indeß die Bemerkung, daß die fraglichen Mittheilungen zuweilen eben ſo gefährlich ſind für

Digitized by Google

den, der ſie macht, als ſchmerzlich für den, der ſie vernimmt.«

»Herr Capitän,« erwiederte der Baron, »ich weiß welche Pflichten ich als Haupt der Familie La Graverie habe, und ich allein habe zu beurtheilen, was die Ehre derſelben erheiſcht.«

»Mein Gott! was bedeutet das?« dachte der arme Chevalier. »Dumesnil ſcheint recht gut zu wiſſen, was mein Bruder mir ſagen will, und er hat kein Wort davon geſprochen. — Sage mir lieber auf der Stelle Alles, Baron; die Ungewißheit, die Erwartung iſt gewiß peinlicher, als deine Mittheilung.«

»Komm' doch mit mir,« ſagte der Baron.

Beide nahmen nun, ohne ein Wort zu ſprechen, in Begleitung Dumesnil's den Weg zu der Vorſtadt Saint-Germain. Auf dem langen Wege bis zur Rue de Varennes wurde kein Wort geſprochen.

Die Angſt des armen Dieudonné wurde noch größer, als ſein Bruder ſie in das entlegenſte Zimmer ſeiner Wohnung führte und ſorgfältig die Thür verſchloß.

Nachdem der Baron dieſe Vorkehrungen getroffen, zog er einen Brief aus der Taſche, überreichte ihn offen ſeinem jüngern Bruder, faßte deſſen Hand und ſagte mit dem Tone des Mitleids:

»Armer Bruder! Unglücklicher Chevalier!«

Dieſe Einleitung klang ſo traurig, daß Dieudonné Bedenken trug, den Brief zu nehmen.

Dumesnil, der einen verſtohlenen Blick auf den Brief warf, erkannte die feinen zierlichen Schriftzüge, und ehe der Chevalier einen Entſchluß gefaßt hatte, nahm der Gardecapitän den Brief.

Digitized by Google

»Mordieu!« ſagte der Capitän, »er ſoll Ihren Brief nicht leſen, Herr Baron.«

Dann warf er ſich in die Bruſt, ſchnallte ſeinen Säbelgurt feſter und zog den älteren Bruder in eine Ecke des Zimmers.

»Ich nehme Ihre Vorwürfe an, Herr Baron,« ſagte er leiſe; »ich erkläre mich für alle Folgen dieſes Schrittes verantwortlich; aber ich werde nicht dulden, daß mit dem Glücke Ihres armen Bruders ein grauſames Spiel getrieben werde. Es gibt Menſchen, für die ein ſchöner Traum Bedürfniß iſt. Bedenken Sie das! Um des Himmels willen,« ſetzte er noch leiſer hinzu, »laſſen Sie das harmloſe Lamm leben —«

»Nein, nein!« erwiederte der Baron laut, »in unſerer Familie ſind die Ehrenſachen wichtiger als alle andern Rückſichten.«

»Aha!« ſagte der Capitän, als ob er einen Scherz aus der Sache machen wollte. »Geſtehen Sie nur, daß die beleidigte Ehre eines Gatten dabei im Spiele iſt. Die Ehre iſt geborgen, wenn die Sache ein Geheimniß bleibt; ſie wird kaum verletzt, wenn es bekannt wird.«

»Aber bedenken Sie,« entgegnete der Baron, »daß man einen Frevler nicht durch Strafloſigkeit ermuthigen darf.«

Der Capitän faßte den Baron bei der Hand.

»Wer bittet denn um Gnade?« ſagte er mit einem feuerſprühenden Blick. »Sehen Sie denn nicht, daß ich mich zu Ihrer Verfügung ſtelle?«

»Nein, nein,« wiederholte der Baron noch lauter als zuvor, »Dieudonné ſoll wiſſen, daß ſeine unwürdige Frau und ſein eben ſo unwürdiger Freund —«

Digitized by Google

Der Capitän wurde leichenblaß und wollte dem Baron die Hand auf den Mund halten.

Aber es war zu spät, der Chevalier hatte die letzten Worte verstanden.

»Meine Frau!« sagte er auffahrend. »Mathilde! Sie sollte mich hintergangen haben — nein, das ist unmöglich!«

»Da haben wir's!« sagte der Capitän; »der Bandit hat seinen Zweck erreicht!«

Er ließ den Baron los und setzte sich in eine Ecke des Zimmers. Er hatte Alles gethan, was er konnte, um eine Katastrophe abzuwenden, aber es war ihm nicht gelungen, und er mußte sich in das Unvermeidliche fügen.

»Unmöglich?« wiederholte der Baron, ohne den Schmerz seines Bruders zu beachten. Wenn Du mir nicht glaubst, so laß Dir den Brief geben, den der Herr Capitän Dir aller feinen Sitte zum Trotz entrissen hat; Du wirst dann den Beweis deiner Schmach sehen!«

Der Capitän schien ganz ruhig und gelassen, aber in seinem Innern tobte ein furchtbarer Sturm.

Unterdessen wurde Dieudonné immer bläſſer; sein Gemüthszustand fand in wenigen abgebrochenen Worten einen Ausdruck.

»Meine Schmach!« wiederholte er. »Meine Schmach! Aber mein Kind — denn die freudige Nachricht, die ich Dir mittheilen wollte, ist — die Mutterhoffnung Mathildens —«

Der Baron brach in ein lautes Gelächter aus.

»Dieses Kind,« fuhr der Chevalier fort, als ob er das höhnische Gelächter seines Bruders nicht gehört hätte, »dieses Kind, von welchem ich mir so viel Freude versprach, das ich seit zwei Tagen wachend und träumend vor mir zu sehen glaube, dessen Wimmern wie himmlische Musik an mein Ohr drang,

Digitized by Google

es sollte nicht mein seyn! — O mein Gott, ich verliere zugleich Weib und Kind!«

Der Capitän stand auf, als ob er den Chevalier in seine Arme schließen wollte, aber er nahm sogleich seinen Platz wieder ein, um seine Aufregung zu bewältigen.

Der Baron, der weder den Schmerz seines Bruders noch den Zorn des Capitäns zu sehen schien, erwiederte mit schonungsloser Härte:

»Ja, denn dieser Brief, den der Zufall in meine Hände gespielt hat, den ich Dir mitzutheilen wünschte und den der Capitän Dumesnil Dir gewaltsam entrissen hat, enthält die freudige Mittheilung dieser freudigen Nachricht an den Buhlen deiner Frau.«

Der arme Dieudonné antwortete nicht; er fiel auf die Knie, drückte die Hände auf's Gesicht und schluchzte laut.

Der Capitän Dumesnil vermochte diesen Auftritt nicht länger zu ertragen. Er stand auf und ging auf den Baron zu.

»In diesem Augenblicke,« sagte er leise zu ihm, »gehöre ich mir selbst nicht mehr; Sie werden es natürlich finden, Sie haben ja Alles, was in Ihrer Macht stand, dazu beigetragen. Aber wenn Ihr Herr Bruder die ihm von Rechtswegen gebührende Genugthuung erhalten hat, kann ich Ihrem Benehmen den Namen geben, den es verdient, und ich werde es gewiß thun, darauf verlassen Sie sich.«

Nach diesen Worten verneigte sich der Offizier und ging auf die Thür zu.

»Sie wollen gehen?« fragte der Baron.

»Ich gestehe Ihnen,« antwortete der Capitän, »daß ich nicht mehr die Kraft habe, diesen entsetzlichen Auftritt zu ertragen.«

Digitized by Google

»Gut, gehen Sie — aber geben Sie mir den Brief zurück.«

»Warum ſollte ich ihn zurückgeben?« fragte der Capitän mit Unwillen und Stolz.

»Aus dem ſehr einfachen Grunde, daß er nicht an Sie gerichtet iſt,« erwiederte der Baron.

Der Capitän hielt ſich an der Wand, denn er glaubte umzuſinken.

Er hatte bis dahin geglaubt, die Anſchuldigung theile ihm in der Sache eine thätigere Rolle zu, als ihm der Baron zuwies.

Er zog ſchnell den Brief hervor, den er in die Taſche geſteckt hatte, und las die erſten Zeilen.

Aus ſeinen Mienen und Geberden errieth der Baron Alles.

»Sie auch!« ſagte er, in die Hände klatſchend. »Nun, dann iſt ſie noch ſträflicher, als ich glaubte.«

»Ja, ich auch,« erwiederte der Capitän leiſe; »ich war auch ſo leichtſinnig, ſo treulos, dieſen braven, argloſen Mann zu hintergehen! Aber ſagen Sie ihm, wenn er wieder zur Beſinnung gekommen iſt —«.

Aber Dieudonné, der inzwiſchen ſeine Hoffnung wieder bekommen hatte, unterbrach ihn.

»Dumesnil,« ſagte er, »verlaß mich nicht, lieber Freund! Bedenke, daß ich nur bei deiner Freundſchaft Hilfe und Troſt finden kann.«

Der Capitän ſchwieg noch; die Reue machte ihn unſchlüſſig.

»O mein Gott! mein Gott!« jammerte der arme Dieudonné, die Hände ringend. »Iſt denn die Freundſchaft, wie Liebe, nur ein leeres Wort?«

Digitized by Google

Der Baron trat auf ſeinen Bruder zu.

Der Capitän entſchloß ſich nun. Er ſprang raſch auf, faßte den ältern Bruder beim Arm und ſagte leiſe, aber drohend:

»Kein Wort mehr! Es iſt das erſte Mal, daß ich ein Vergehen dieſer Art zu bereuen habe. Meine Reue iſt ſo groß, daß ich nicht weiß, ob mein ganzes Leben hinreichen wird, mein Unrecht wieder gut zu machen. Aber ich will's verſuchen, das ſchwöre ich Ihnen! Ich will Ihrem armen Bruder die innigſte Freundſchaft, die zärtlichſte Sorge widmen, ohne die er nicht leben kann. Schweigen Sie alſo, Herr Baron. Es ſteht weder in Ihrer Gewalt noch in der meinigen, das Vergangene ungeſchehen zu machen; verletzen Sie wenigſtens ſein wundes Herz nicht noch tiefer!«

»Jedes Mittel iſt mir genehm,« erwiederte der Baron, »das meinen Bruder nöthigt, eine Frau, die ihn entehrt, zu verſtoßen, und einem Kinde, das Anderen ihr rechtmäßiges Erbtheil rauben würde, die Anerkennung zu verſagen.«

»Sagen Sie lieber: das Ihnen Ihr Erbtheil rauben würde. Dann iſt Ihr Benehmen, vom Standpunkte des Egoismus betrachtet, vielleicht eher zu entſchuldigen,« antwortete der Capitän, indem er einen vernichtenden Blick auf den Baron warf. »Aber der Brief, den Madame de la Graverie an Herrn de Pontfarcy geſchrieben hat, wird vollkommen genügen, um Ihnen ſelbſt vor Gericht zur Erfüllung Ihres Wunſches behilflich zu ſeyn.«

»Nun, dann geben Sie mir den Brief zurück.«

Dumesnil ſann einen Augenblick nach; dann erwiederte er:

»Ich will Ihren Wunſch erfüllen, aber unter einer Bedingung.«

Digitized by Google

»Was! Sie ſtellen mir Bedingungen?«

»Es hängt von Ihnen ab, ja oder nein zu ſagen,« erwiederte der Capitän, ungeduldig mit dem Fuße ſtampfend. »Beſinnen Sie ſich nicht lange. Geben Sie Ihr Wort oder ich zerreiße den Brief!«

»Aber, ich muß doch —«

Der Capitän machte Miene den Brief zu zerreißen.

»Auf mein Wort als Edelmann!«

»Als Edelmann?« ſagte Dumesnil mit tiefer Verachtung. »Nun ja, ich will Ihr Wort annehmen; es ſcheint ja, daß man ungeachtet ſolcher Handlungen immer Edelmann bleibt. Schwören Sie mir, Ihrem Bruder nie zu ſagen, daß er von zwei Männern, die er ſeine Freunde nannte, zugleich betrogen worden iſt. Schwören Sie mir endlich, daß Sie der Sühne, der ich meine noch übrige Lebenszeit widmen will, kein Hinderniß in den Weg legen wollen.«

»Ich ſchwöre es!« ſagte der Baron, indem er den koſtbaren Brief mit den Augen verſchlang.

»Gut. Ich zähle mit Zuverſicht auf Ihren Schwur, und ſage Ihnen daher nicht, was ich thun werde, wenn Sie ihn brechen.«

Der Capitän überreichte dem Baron den von Mathilde an Herrn de Pontfarcy geſchriebenen Brief, und ging dann auf den Chevalier zu.

»Stehe auf, Dieudonné,« ſagte er. »Komm und ſey ein Mann!«

»O! ich danke Dir!« ſagte der Chevalier, indem er ſich mit großer Anſtrengung aufrichtete und dem Capitän in die Arme ſank. »Du wirſt mich alſo nicht verlaſſen?«

»Nein, nein!« ſagte Dumesnil und überhäufte ſeinen Freund mit Liebkoſungen wie ein Kind.

Digitized by Google

»O! ich fürchte den Verstand zu verlieren,« setzte der Chevalier noch immer schluchzend hinzu; »denn ich blicke nur mit Entsetzen in die Zukunft, die sich vor mir aufthut, und der Vergleich der Vergangenheit mit der Gegenwart wird mir das Leben verhaßt machen.«

»Fasse Muth,« sagte der Baron. »Das beste Weib ist nicht die Hälfte der Thränen werth, die Du seit einer Viertelstunde vergießest, geschweige ein unwürdiges Geschöpf.«

»O! Du weißt nicht was sie für mich war!« unterbrach ihn der arme Dieudonné. »Du findest Zerstreuung in den Salons, am Hofe, in dem Streben nach Ehre und Auszeichnung; Du findest Zerstreuung in Glanz und Prunk, der bei Dir die Stelle des Herzens vertritt, selbst in dem Neide über das Glück deiner Nebenbuhler, in den Klatschereien über bekannte Personen und auffallende Tagsbegebenheiten — ich hingegen hatte nur sie! Sie war mein ganzes Leben, meine einzige Freude, mein einziger Ehrgeiz auf der Erde! Nur die Worte, die aus ihrem Munde kamen, hatten für mich einen Werth — und jetzt, wo ich Alles dies unter meinen Füßen einsinken fühle, scheint es mir, daß ich eine öde, dürre, dunkle Wüste betrete, wo ich nur noch Zeit für meinen Schmerz habe! O mein Gott! mein Gott!«

»Eitles Geschwätz!« höhnte der Baron.

Der Capitän warf ihm einen drohenden Blick zu.

»O! Sie werden mich nicht hindern, meinem Bruder zu sagen,« wiederholte der Baron, der nur an sein Erbtheil dachte, »Sie werden mich nicht hindern ihm zu sagen, was er dem Namen, den er führt, schuldig ist. Eine Frau, die seiner unwürdig, kann er auch nicht lieben —«

»Du irrst Dich, Bruder,« unterbrach ihn der unglückliche Chevalier, »selbst in diesem Augenblicke, wo ihr Fehl-

Digitized by Google

tritt mir das Herz bricht, wo ihre Schmach mich tief beschämt, liebe ich sie.«

»Freund, sey ein Mann!« mahnte der Capitän.

»Was liegt mir noch am Leben? Nach der Weltsitte, nach den Gesetzen der Ehre muß ich mich rächen an ihrem Buhlen; er oder ich muß fallen, weil Gott sie zum Weibe, das ist zum gebrechlichen, treulosen Wesen geschaffen hat! Das Leben eines Mannes ist verwirkt, die Welt verlangt dieses Sühnopfer — als ob sich die Welt darum kümmerte, auf welche Art man mir meine Freunde raubt, als ob die Ehre mein Glück oder Elend berücksichtige. Blut muß fließen — gleichviel ob das Blut des Beleidigers oder des Beleidigten!«

»Fürchtest Du Dich denn, Bruder?« fragte der Baron.

Der Chevalier sah seinen Bruder mit dem Ausdruck der Verzweiflung an.

»Ich fürchte nur ein Mörder zu werden,« sagte er mit einer Entschiedenheit, welche bewies, daß er die Wahrheit sagte. — »Lieber Dumesnil, stehe mir bei, ich darf ja die Rache nicht dem Himmel überlassen, ohne eine Memme gescholten zu werden. — Baron, ich gebe Dir mein Wort, daß morgen zu dieser Stunde Herr de Pontfarcy nicht mehr leben wird, oder daß ich von seiner Hand gefallen seyn werde. Ist das Alles, was Du als Repräsentant der Familienehre verlangst?«

»Nein, ich kenne deine Schwäche, Bruder; ich verlange eine Vollmacht, um die Scheidungsklage gegen deine unwürdige Frau einzuleiten.«

»Diese Vollmacht hast Du wahrscheinlich schon bereit?«

»Es fehlt nur deine Unterschrift.«

Digitized by Google

»Ich dachte es wohl. Gib her die Vollmacht — eine Feder und Tinte —«

»Hier iſt Alles was Du wünſcheſt, lieber Dieudonné,« ſagte der Baron und überreichte ſeinem Bruder die Vollmacht ſammt einer eingetauchten Feder.

Der Chevalier unterzeichnete, ohne eine Klage laut werden zu laſſen, ohne einen Seufzer auszuſtoßen. Aber er zitterte ſo heftig, daß die Unterſchrift kaum leſerlich war.

»Mille tonnerres!« ſagte der Capitän, indem er ſeinen Freund mit ſich fortzog und dem Baron noch einen vernichtenden Blick zuwarf; »man hat Viele gehängt, die es nicht ſo verdienten, wie das Haupt in deiner Familie!«

IX.

Ein gebrochenes Herz.

Vor der Hausthür entſtand faſt ein Handgemenge zwiſchen dem Chevalier und ſeinem Freunde.

Der Chevalier wollte links gehen und der Capitän wollte ſich in der entgegengeſetzten Richtung mit ihm entfernen. Dieudonné wollte durchaus nach Hauſe gehen, Mathilde mit Vorwürfen überhäufen und ihr für immer Lebewohl ſagen; Dumesnil hingegen hatte im Intereſſe ſeines Freundes und in ſeinem eigenen triftige Gründe, dieſe Unterredung zu verhüten. Er bot daher ſeine Beredſamkeit auf, um Dieudonné von der Unſtatthaftigkeit ſeines Vorhabens zu überzeugen; mit großer Mühe gelang es ihm endlich, den Chevalier de la Graverie mitzunehmen und in ſeine beſcheidene Wohnung einzuquartieren.

Digitized by Google

Sobald der Capitän die nöthigen Vorkehrungen zur Beherbergung seines Freundes getroffen hatte, zog er seine Uniform aus und legte einen schwarzen Anzug an, um auszugehen.

Der Chevalier war so tief ergriffen, daß er die Absicht seines Freundes nicht merkte, bis dieser die Thür öffnete.

Er streckte die Hände nach ihm aus wie ein Kind.

»Dumesnil,« sagte er, »Du willst mich allein lassen?«

»Armer Freund,« erwiederte der Capitän, »hast Du denn schon vergessen, daß Du den Räuber deiner Ehre, deines Glückes zur Rechenschaft zu ziehen hast?«

»Ja, ich gestehe es, Dumesnil, ich hatte es vergessen; ich dachte an Mathilde.«

Der arme Dieudonné brach wieder in Thränen aus.

»Weine nur, Freund!« sagte der Capitän. »Der liebe Gott, der Alles wohlgethan, hat die Herzen harmloser schwacher Wesen mit Ventilen versehen, um einen Schmerz auszulassen, der sie sonst tödten würde. Laß nur deinen Thränen freien Lauf, ich will Dir's nicht widerrathen.«

»So geh, lieber Dumesnil,« sagte der Chevalier; »ich danke Dir, daß Du mich an meine Pflicht erinnert hast. — Ich habe nur noch Eine Bitte.«

»Sprich, was wünschest Du?«

»Ziehe die Sache nicht in die Länge; ich wünsche morgen Früh —«

»Sey nur ruhig, lieber Freund,« sagte der Capitän und drückte den Chevalier an sein Herz; »ich hoffe sogar, daß die Sache schon diesen Abend abgethan wird.«

Der Chevalier blieb allein.

Hier machen wir eine Pause, um unsere Leser um Verzeihung zu bitten.

Digitized by Google

Wir ſagten im Anfange, dieſes Buch ſey kein gewöhnlicher Roman. Wir geben nun den Beweis: alle Helden von Romanen ſind ſchön, groß, von tadelloſem Wuchs, muthig, klug, geiſtreich; ſie haben ſchönes ſchwarzes oder blondes Haar, große ſchwarze oder blaue Augen; ſie ſind ſo reizbar, daß ſie bei der geringſten Beleidigung zum Degen oder Piſtol greifen; ſie ſind feſt in ihren Entſchließungen, furchtbar im Haß, feurig in der Liebe.

Unſer Held beſitzt keine dieſer anziehenden Eigenſchaften; er iſt eher häßlich als ſchön, mehr klein als groß, mehr beleibt als ſchlank; er hat keinen Muth und höchſtens einen gewöhnlichen hausbackenen Verſtand. Er hat weder ſchwarzes noch blondes, ſondern ſemmelfarbenes Haar, weder ſchwarze noch blaue, ſondern grüne Augen.

Die ihm widerfahrene Beleidigung iſt groß, aber trotzdem will er ſich, wie er ſelbſt ſagt, nur ſchlagen, um der Weltſitte zu genügen.

Endlich iſt er wankelmüthig und ſtatt die Treuloſe zu haſſen, liebt er ſie noch.

Es wollte uns ſchon lange bedünken, daß man dem harmloſen Weſen der Schöpfung das Recht abſpricht, zu lieben und zu dulden; wir halten es nicht für nothwendig, ſchön wie Adonis und tapfer wie Roland zu ſeyn, um Anſpruch zu haben auf die höchſten Freuden und die tiefſten Schmerzen der Liebe.

Während wir einem Phantaſiegebilde Leben und Geſtalt zu geben ſuchten, führte uns der Zufall mit dem Chevalier de la Graverie zuſammen. Wir hatten unſern Mann gefunden.

Er war ein Beiſpiel, daß man, ohne phyſiſch und mo-

Digitized by Google

ralisch der Held eines Sagenkreises zu sehn, alle Leiden erdulden kann, die in den wenigen Worten liegen: Er liebte und wurde betrogen!

Als Dieudonné allein war, nahm er nicht die Haltung Anthony's oder Werther's an, er überließ sich ganz zwanglos seinem Schmerz.

Er ging im Zimmer auf und ab; er nannte Mathilde nicht undankbar, treulos, grausam, er gab ihr die gewohnten zärtlichen Namen, als ob sie ihn hätte hören können; er ann sogar nach, ob er ihr nicht Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben, wodurch ihr Verrath entschuldigt werden könnte.

Wir gestehen, daß wir einem solchen Schmerz unsere aufrichtige Theilnahme widmen: diese fast kindische Schwäche ist in der That des tiefsten Mitleids würdig; denn man ahnt, daß sie bei Andern keinen Trost suchen wird, da sie ihn nicht selbst in sich findet; sie kann nur klagen, denn es fehlt ihr der starke, unerschütterliche Glaube, und sie sagt: Mein Gott! was habe ich denn gethan, um so viel zu leiden; erbarme Dich meiner!

Der Unglückliche, der so schmählich verrathen worden war, hatte nur Einen Gedanken: Mathilde wieder zu sehen — nur ein einziges Mal, wie er wenigstens glaubte — sein Herz vor ihr auszuschütten, sie mit Vorwürfen zu überhäufen.

Wer weiß, vielleicht würde sie sich rechtfertigen?

Nach tausend Zweifeln, nach langem Besinnen schien er auf einmal einen Entschluß zu fassen.

Er ging an die Thür; aber er fand sie von außen verschlossen. Sein Freund hatte ihn eingesperrt.

Er eilte ans Fenster. Die Wohnung Dumesnil's war im zweiten Stocke; unten war ein gepflasterter Hof. Ein Sprung von solcher Höhe war nicht zu wagen.

Dieudonné machte das Fenster wieder zu und ver-

Digitized by Google

wünſchte ſeinen Freund. Es that ihm wohl, daß er ſich mit etwas Anderem beſchäftigen konnte, um weniger an Mathilde zu denken.

Plötzlich fiel ihm ein, daß er den Hausmeiſter aus dem Fenſter rufen und mit einem Hausſchlüſſel, der ſich vermuthlich im Hauſe befand, die Thür öffnen laſſen könne.

Er öffnete das Fenſter und rief.

Der Hof blieb leer.

Je größer die Schwierigkeiten wurden, deſto mehr ſehnte er ſich nach Mathilden.

»Ja! ja! ich muß ſie wiederſehen! — Mathilde. theure Mathilde!«

Er rang die Hände und wälzte ſich auf dem Teppich.

Plötzlich ſprang er auf und ſah ſich im Zimmer um.

Sein Blick fiel auf das Bett, das er geſucht hatte.

Er ſtürzte darauf los, wie der Tiger auf ſeine Beute, zog die Leintücher heraus, zerriß ſie in Streifen und begann dieſelben zuſammenzuknüpfen.

Dieudonné, der als zehnjähriger Knabe ſeine Tante gerufen hatte, um ſich von einer Treppe hinunterführen zu laſſen, der zu Pferde den Schwindel bekam, faßte ohne Zögern den Entſchluß, ſich an den zuſammengeknüpften Betttüchern von einem Fenſter des zweiten Stockes hinabzulaſſen.

Sobald er ſeine Vorkehrungen getroffen hatte, eilte er ans Fenſter.

Es war inzwiſchen Abend geworden, die Dämmerung war eingebrochen.

Er knüpfte das improviſirte Seil mit einem Ende an das Fenſterkreuz und ſchaute in den Hof hinunter. Der Schwindel befiel ihn und er trat raſch zurück.

»Ich bekomme den Schwindel, weil ich hinunterſchaue;«

Digitized by Google

sagte er; »wenn ich nicht hinunterschaue, werde ich ihn nicht bekommen.«

Er schloß die Augen, stieg auf die Fensterbrüstung, faßte mit beiden Händen das Seil und begann sich hinabzulassen.

Als er die Höhe des ersten Stockes erreicht hatte, hörte der Chevalier ein Krachen über seinem Kopfe, dann fiel er fünfzehn Fuß hoch hinunter auf das Steinpflaster.

Das Seil war gerissen, oder ein schlecht geknüpfter Knoten hatte sich aufgelöst.

Im ersten Augenblicke freute sich der Chevalier, daß er den Erdboden erreicht hatte. Er hatte nur eine heftige Erschütterung im ganzen Körper, aber keinen Schmerz gefühlt.

Er wollte aufstehen, fiel aber wieder zu Boden. Der linke Fuß konnte ihn nicht tragen; die Beinröhre war über dem Knöchel gebrochen.

Dieudonné machte gleichwohl einen Versuch zu gehen; aber nun fühlte er so große Schmerzen, daß er laut aufschrie.

Dann schienen sich alle Gegenstände im Kreise um ihn zu drehen. Er griff nach der Wand, um sich daran zu halten — die Wand drehte sich, wie der ganze Hof.

Er fühlte, daß ihm die Besinnung schwand. Noch einmal sprach er den Namen Mathilde: es war der letzte Lichtblick seines Bewußtseyns. Er fiel in Ohnmacht.

Er glaubte eine herbeieilende weibliche Gestalt zu sehen. Es schien Mathilde zu seyn.

Aber sein Blick war schon umflort, er konnte nichts mehr deutlich unterscheiden. Er streckte die Arme nach dem geliebten Bilde aus, ohne zu wissen, ob es Traum oder Wirklichkeit war.

Digitized by Google

Es war wirklich Mathilde, die von den Ereigniſſen des Tages gar nichts wußte, und nachdem ſie die Rückkehr Dieudonné vergebens erwartet, die Dämmerung benutzt hatte, um ſich zuerſt zu Herrn von Pontfarcy zu begeben.

Dieſer war nicht zu Hauſe.

Dann war ſie zu Dumesnil geeilt.

Sie ging eben über den Hof, um die zu der beſcheidenen Wohnung des Capitäns führende Hintertreppe zu erreichen, als ſie einen lauten Schrei hörte und einen Mann ſah, welcher wankte, als ob er betrunken wäre, und endlich, Mathildens Namen rufend, zu Boden ſank.

Nun erſt erkannte ſie den Chevalier. Sie eilte auf ihn zu, faßte ſeine Hände und rief ihn.

»Dieudonné! Lieber Dieudonné!«

Dieſe Stimme, die ihn aus dem Todesſchlaf geweckt haben würde, entriß ihn ſeiner Ohnmacht. Er ſchlug die Augen auf, und eine unausſprechliche Freude verklärte ſein Geſicht.

Er wollte ſprechen, aber er vermochte es nicht, ſeine Augen ſchloſſen ſich wieder, und Mathilde hörte nur einen langen tiefen Seufzer.

In dieſem Augenblicke erſchien der Capitän Dumesnil.

Er ſah den ohnmächtigen Chevalier, Mathilde in Thränen, ein vom Fenſter herabhängendes Ende des zerriſſenen Betttuchs.

Es ward ihm Alles klar.

»Ach! Madame,« ſagte er, »es fehlte nur noch, daß Sie auch ſeinen Tod verſchulden!«

»Wie auch ſeinen Tod?« fragte Mathilde. »Was wollen Sie damit ſagen?«

»Ich will damit ſagen, daß ſie dann zwei Menſchenleben auf dem Gewiſſen haben.«

Digitized by Google

Der Capitän warf zwei Degen auf das Steinpflaster. Dann hob er Dieudonné auf und trug ihn in seine Wohnung.

Mathilde folgte ihm schluchzend.

Obgleich ohnmächtig, hatte Dieudonné ein dunkles Bewußtseyn dessen was vorging.

Er glaubte das Zimmer seines Freundes zu erkennen. Man legte ihn auf das Bett; er hörte die ernste volltönende Stimme Dumesnil's, die sanfte einschmeichelnde Stimme Mathildens.

Sie nannte den Capitän »Charles.«

Der Verwundete glaubte nun in seinem Fiebertraume Zeuge eines seltsamen Auftrittes zu seyn. Aus Allem was er hörte oder zu hören glaubte, wurde er auch von dem Capitän betrogen; aber dieser verwünschte die Sirene, welche die Ursache eines jetzt bitter von ihm bereuten Vergehens war, und erklärte ihr, daß er dem Betrogenen sein ganzes Leben widmen wolle, um das an ihm begangene Unrecht zu sühnen.

Mathilde, die vor dem Bett kniete, hielt seine Hände gefaßt und bedeckte sie mit Küssen und Thränen; sie bat bald Dumesnil, bald ihn um Verzeihung, und gab das feierliche Versprechen, ihr Vergehen durch ein makelloses bußfertiges Leben zu sühnen.

Bald verloren sich die summenden Stimmen in heftigem Ohrenbrausen, und der Chevalier de la Graverie wurde völlig bewußtlos.

Als er wieder zur Besinnung kam, fühlte er den gebrochenen Fuß in Schienen eingezwängt und befand sich wieder in dem Zimmer des Capitäns. Bei dem Schimmer der auf dem Nachttische brennenden Lampe sah er den Letzteren vor dem Bett sitzen.

Digitized by Google

»Mathilde!« sagte er, nachdem er sich im Zimmer umgesehen hatte. »Wo ist Mathilde?«

Der Capitän sprang betroffen auf.

»Mathilde!« stammelte er; »wozu diese Frage?«

»Wo ist sie? sie war so eben hier.«

Hätte Dieudonné in diesem Augenblicke das ehrliche Gesicht seines Freundes betrachtet, so hätte er glauben können, Dumesnil werde ebenfalls in Ohnmacht fallen, so blaß war er.

»Lieber Freund,« antwortete der Capitän, »Du phantasirst, deine Frau ist gar nicht hier gewesen.«

Der Chevalier sah Dumesnil mit fieberhaft glühenden Augen an.

»Und ich sage Dir,« erwiederte er, »daß sie hier vor dem Bett kniete und mir die Hände küßte.

Der Capitän nahm alle seine Fassung zusammen, um zu lügen.

»Du bist von Sinnen,« sagte er. »Madame de la Graverie ist gewiß zu Hause; sie weiß nicht was vorgegangen ist, und hat daher auch keinen Grund, hierher zu kommen.«

Der Chevalier sank tief seufzend auf das Kissen zurück.

»Ich hätte geschworen,« sagte er, »daß sie vor einer kleinen Weile hier war, daß sie schluchzend ihre Schuld bekannte, daß sie Dich —«

Ein Gedanke, vernichtend wie ein Blitzstrahl, durchzuckte den Unglücklichen.

Er richtete sich mit fast drohender Geberde auf.

»Wie heißest Du?« fragte er seinen Freund.

»Du weißt es ja — Du müßtest denn wieder phantasiren. Ich heiße Dumesnil.«

»Aber der Taufname?«

Der Capitän verstand die Absicht dieser Frage.

Digitized by Google

»Louis,« ſagte er; »erinnerſt Du Dich nicht?«

»Ja, es iſt wahr,« ſagte Dieudonné.

Es war wirklich der einzige Vorname, unter welchem er den Capitän gekannt hatte, dieſer hieß Charles Louis Dumesnil.

Dann fiel ihm ein, daß Mathilde in ihrer Beſorgniß ſich wenigſtens erkundigen müſſe.

»Aber wenn ſie nicht hier iſt,« ſagte er, »wo iſt ſie denn?«

Dann ſetzte er ſo leiſe hinzu, daß ihn Dumesnil kaum verſtehen konnte:

»Wahrſcheinlich bei Pontfarcy!« — O, Du weißt, Dumesnil, daß er oder ich fallen muß.«

»Du wirſt nicht fallen, und noch weniger wird er von deiner Hand fallen,« antwortete der Capitän halblaut.

»Warum nicht?«

»Weil er todt iſt.«

»Todt? wie iſt er denn zu Tode gekommen?«

»Durch eine Quart, die ihm in die Bruſt gedrungen iſt.«

»Wer hat ihn denn erſtochen?«

»Ich, wer ſonſt?«

»Du, Dumesnil? Mit welchem Rechte?«

»Ich hielt mich für berechtigt, ja für verpflichtet, zu verhüten, daß Du einem ſichern Tode entgegengingeſt. Dein Bruder wird vielleicht Trauer anlegen, weil Du lebſt; aber er mag ſchwarz gehen, ſo lange es ihm beliebt.«

»Und Du haſt ihn gefordert? Du haſt ihm geſagt, daß Du Dich für mich ſchlägſt, weil Mathilde mich betrogen hat?«

»Sey nur ruhig, ich habe mich mit Pontfarcy geſchlagen, weil er ſeinen Abſinth ohne Waſſer trank; ich kann die Leute, die dieſe abſcheuliche Gewohnheit haben, nicht ausſtehen!«

Der Chevalier ſchlang beide Arme um den Hals ſeines Freundes und drückte ihn zärtlich an ſein Herz.

»Ich habe geträumt!« ſagte er.

Aber der Capitän, deſſen Reue wieder erwachte, entwand ſich den Armen des Patienten und ſetzte ſich ſchweigend in eine Ecke des Zimmers.

»O Mathilde! Mathilde,« ſeufzte der Chevalier.

X.

Wo bewieſen wird, daß Reiſen ein Bildungsmittel für die Jugend ſind.

Es war beſchloſſen, daß der Chevalier in der Wohnung Dumesnil's ſeine völlige Geneſung abwarten ſollte. Der Capitän hatte freilich nur ſich ſelbſt in Rath genommen, um dieſen Beſchluß zu faſſen.

Er ließ den Verwundeten auf ſeinem Bett und behalf ſich mit dem Sopha. Für einen Soldaten, der faſt alle Feldzüge unter Napoleon mitgemacht hatte, war dieſes Lager nicht übel.

Der Chevalier ſchlief in der erſten Nacht keinen Augenblick: die Seelenleiden, zu denen ſich noch der Körperſchmerz geſellte, erpreßten ihm laute Klagen, und von Zeit zu Zeit brach er in Thränen aus.

Am andern Morgen ſuchte ihn der Capitän zu zerſtreuen. Er ſprach von Unterhaltungen, Studien, neuen Bekanntſchaften; aber der Chevalier de la Graverie ſprach immer nur von Mathilde und ſeiner Troſtloſigkeit.

Dusmenil ſah wohl ein, daß nur die Zeit den Schmerz

Digitized by Google

ſeines Freundes heilen könne, und daß es zu ſeiner Erheiterung nothwendig ſey, mit ihm, ſobald es ſein Zuſtand erlauben würde, auf Reiſen zu gehen.

Der Capitän, der ſchon ſeit einiger Zeit ſeinen Abſchied zu fordern berechtigt war, that die nothwendigen Schritte, um Entlaſſung zu nehmen und ſeinen Ruhegehalt zu liquidiren.

Nach ſechs Wochen begann der Chevalier das Bett zu verlaſſen, denn der Bruch war einfach und die Heilung gut von Statten gegangen. Der Capitän Dumesnil ſchlug eine Reiſe nach Havre vor, wo er Geſchäfte habe. Dieudonné hatte das Meer noch nicht geſehen, und ſein Freund, dem er ohne Widerrede gefolgt war, führte ihn an Bord eines Packetbootes. Der Chevalier, dem dieſe Zerſtreuung nicht unlieb war, hatte nicht das Mindeſte dagegen einzuwenden; aber am Bord erklärte ihm der Capitän, ihre Ueberfahrt nach Amerika ſey bezahlt, und am andern Morgen um ſechs Uhr würden ſie abſegeln.

Der Chevalier hörte ihm erſtaunt zu, legte der Abreiſe aber nicht das mindeſte Hinderniß in den Weg.

Eines Tags — es war kurz vor der Abreiſe aus Paris — als ihn ſein Freund, vielleicht abſichtlich, allein gelaſſen hatte, war der Chevalier heimlich in ſein Hôtel gegangen, um Mathilde wiederzuſehen, vielleicht um ihr zu verzeihen.

Der Portier hatte ihm geantwortet, Madame de la Graverie ſey einen Tag nach dem Ausbleiben ihres Gemals abgereiſt, und man wiſſe nicht was aus ihr geworden.

Alle Bemühungen Dieudonné's, ihren Aufenthalt zu entdecken, hatten ihm nur die Gewißheit gegeben, daß ſie Frankreich verlaſſen.

Nun erſt, nachdem der arme Chevalier die Ueberzeugung

gewonnen hatte, daß Mathilde für ihn verloren war, willigte er in die Abreise nach Havre.

Vielleicht war Mathilde, der er so gern verziehen hätte, über Havre gereist, und dann war es immerhin möglich, ihre Spur aufzufinden.

Der Chevalier hatte indeß viel von seinem Vertrauen zu dem Geschick verloren, und er zählte nicht viel auf einen glücklichen Zufall.

Frankreich verließ er ohne Widerstreben; Mathilde war ja nicht mehr in Frankreich.

Er nahm daher von seiner Cajüte Besitz, ohne ans Land zurückzukehren.

Am andern Morgen lichtete das Packetboot zur bestimmten Stunde die Anker.

Während der ganzen Ueberfahrt war der arme Chevalier seekrank; er dachte an gar nichts mehr und folglich auch nicht an Mathilde.

Man kam in New-York an.

Drei Monate vergingen ziemlich erträglich, theils in der großen geräuschvollen Handelsstadt, theils mit Ausflügen in die Umgegend, mit Spazirfahrten auf dem Hudson, mit dem Besuche des Niagarafalls.

Aber es fehlte keineswegs an heftigen Erschütterungen. Von Zeit zu Zeit sah der Chevalier eine Dame, die in Gesicht oder Gestalt einige Aehnlichkeit mit Mathilden hatte. Dann verließ er den Arm seines Freundes und verfolgte die Dame, bis er seinen Irrthum erkannt hatte. Dieser plötzlichen Aufregung folgte dann die Abspannung; er sank auf eine Bank, auf ein Faß, auf einen Waarenballen, ja sogar auf die Erde nieder, und blieb so lange kraftlos und unbeweglich, bis sein Freund erschien und ihn aufhob.

Digitized by Google

Der Capitän entschloß sich endlich, die civilisirte Welt wenigstens für einige Zeit zu verlassen, um ihn diesen heftigen Gemüthsbewegungen zu entziehen. Er fuhr mit ihm den Lorenzofluß hinauf, bis zum obern See, landete in Chicago am Michigansee, ging von dort an den Missisippi, fuhr diesen Strom bis St. Louis hinab, und machte die Fahrt auf dem Missouri bis zum Fort Mandanne. Dort fand er eine über das Felsengebirge ziehende Caravane; dieser schlossen sich die beiden Freunde an, und kamen nach einer langen mühseligen Wanderung an den Colorado, an dessen Ufern sie den Golf von Californien erreichten.

Der Capitän benutzte diese Gelegenheit, um seinem Freunde neue Länder und zumal neue Weiber zu zeigen, die weder an Gesicht noch Haltung mit Madame de la Graverie verwechselt werden konnten.

Damals gehörte Californien noch zu Mexico, und war folglich noch eine Wüste. Der Capitän und sein Freund kehrten in einer Bretterhütte ein, welche an der Küste an derselben Stelle stand, wo jetzt das Theater von San Francisco steht.

Der Chevalier hatte diesen ganzen langen Weg bald zu Schiffe, bald zu Pferde oder auf einem Maulthier gemacht. Seine frühere Zaghaftigkeit war verschwunden, und ohne gerade ein vollkommener Reiter geworden zu seyn, hatte er es doch so weit gebracht, daß er die verschiedenen Vierfüßler, die er bestiegen, zu bändigen vermochte.

Das unaufhörliche Schnattern und Schreien der grünen Papageien, die man zwischen Santa Cruz und dem Golf von Californien schaarenweise findet, reizte seinen Zorn, weil er dadurch in seinen Grübeleien gestört wurde. Dies hatte der Capitän benutzt und ihm eine Flinte in die Hand gegeben, so

Digitized by Google

daß er nach und nach an den Gebrauch dieser Waffe gewöhnt wurde.

Der Chevalier de la Graverie war freilich kein ausgezeichneter Schütze geworden; aber auf dreißig Schritte schoß er einen Papagei fast immer vom Baum herunter.

Um einige Abwechslung in die Unterhaltungen zu bringen, gab ihm der Capitän zuweilen eine mit einer Kugel geladene Pistole in die Hand. Anfangs schoß der Chevalier wohl hundertmal fehl; dann traf er einen Papagei, fehlte fünfzig andere, schoß wieder einen und fehlte nur noch fünfundzwanzig, dann nur noch zwölf, und endlich brachte er es so weit, daß er unter vier Papageien einen traf.

Seine Geschicklichkeit im Pistolenschießen überschritt diese Grenze indeß nie; aber der Capitän, der mit jedem Schuß einen Papagei traf, war mit den Fortschritten seines Freundes ungemein zufrieden.

Dann mußte der Chevalier fechten lernen. Er bequemte sich ungern dazu, denn es fiel ihm schwer, sich seiner Apathie zu entreißen; aber er war gewohnt, dem Capitän wie ein Kind zu gehorchen, und durch anhaltende Uebung brachte er es bald zu einiger Fertigkeit in der Führung des Rappiers. Er konnte sich nöthigenfalls wenigstens seiner Haut wehren, was ihm früher ganz unmöglich gewesen war.

Aber der Capitän hatte einen weit kühnern Plan; er wollte das erste nach Tahiti absegelnde Schiff benützen, und mit seinem Freunde ein Jahr in diesem Paradiese des stillen Meeres zubringen.

Die Gelegenheit bot sich bald dar. Der Chevalier stieg auf das Verdeck, ohne zu fragen, wohin die Reise ging.

Nach einer zwölftägigen Fahrt landete man zu Papeita.

Bis dahin hatte der Capitän nicht bemerkt, daß sein

Digitized by Google

Freund die herrlichsten, großartigsten Landschaften beachtet; kaum hatte der Niagarafall seine Aufmerksamkeit eine kleine Weile gefesselt, aber er hatte sich die Ohren zugehalten und gesagt: »Wir wollen fortgehen; hier werde ich taub.«

Auf dem Mississippi hatte er die schwimmenden Stadttheilen ähnlichen Kolosse vorüberfahren gesehen, und kaum zu denselben hinaufgeschaut; er hatte sich in Urwäldern, auf den endlosen Prairien verirrt, ohne sich zu kümmern, wie die Karavane den Weg wiederfinden würde.

Aber bei der Ankunft zu Papeita wurde seine Aufmerksamkeit gefesselt und er sagte zu dem Capitän: »Dieses Land scheint recht angenehm zu seyn; wie heißt es?«

»Es hat viele Namen,« antwortete Dumesnil; »Quiros, der es zuerst besuchte, nannte es Sagittaria; Bougainville gab ihm, der Sitte des achtzehnten Jahrhunderts gemäß, den Namen Neu-Cythere; der Capitän Wallis nannte es Georgsinsel; Cook gab ihm den ursprünglichen Namen O-Taiti oder Tahiti wieder. Du siehst, daß Du eine Auswahl von Namen hast.«

Der Chevalier fragte nicht weiter.

Nachdem ein an Bord gekommener eingeborner Lootse das Schiff durch die Korallenriffe gesteuert hatte, wurden auf der spiegelglatten Rhede die Anker geworfen. Eine Menge kleiner Fahrzeuge, aus hohlen Baumstämmen bestehend, kam herbei, um die Passagiere ans Land zu bringen.

Der Chevalier sprang in einen solchen Nachen, der heftig schwankte.

»Beinahe wäre ich ertrunken!« sagte er ganz gleichgiltig.

»Wie! Du kannst nicht schwimmen?« fragte Dumesnil.

»Nein,« antwortete der Chevalier; »aber Du wirst mir Unterricht geben, nicht wahr?«

Digitized by Google

Dumesnil hatte ihn so Vielerlei gelehrt, daß Dieudonné nicht zweifelte, er werde ihm auch Schwimmunterricht geben, so wie er ihn fechten, reiten und schießen gelehrt hatte.

»Nein,« sagte Dumesnil, »ich werde Dir keinen Schwimmunterricht geben.«

»Warum nicht?« fragte Dieudonné erstaunt.

»Weil es hier das Geschäft der Weiber ist.«

Der Chevalier erröthete und fand den Scherz etwas leichtfertig.

»Sieh nur,« sagte Dumesnil.

Man war dem Ufer nahe. Es war fünf Uhr Nachmittags. Der Capitän deutete auf eine Schaar im Wasser plätschernder Tahitierinnen.

Der Chevalier fühlte sich durch den seltsamen Anblick unwillkürlich gefesselt. Ein Dutzend weibliche Gestalten schwammen wie Najaden in dem blauen durchsichtigen Meere, auf dessen Grunde man die wunderbare Vegetation deutlich sehen kann.

Man denke sich ruhige Sternkorallen in der Form von ungeheuer großen Schwämmen; jedes Loch des Schwammes ist ein dunkler, gähnender Abgrund, in welchem man blaue, rothe, goldgelbe Fische von allen Größen und Formen wimmeln sieht.

Und in diesem klaren Wasser, welches einer verdickten Luft ähnlich ist, tummeln sich, unbekümmert um Klippen und Korallenriffe, die braunen Nymphen, deren ganze Verhüllung in ihrem langen üppigen Haar besteht; denn sie kennen die Schamhaftigkeit nicht einmal dem Namen nach, die Sprache der Eingebornen hat gar keinen Ausdruck für diese christliche Tugend. Sie schwimmen und tauchen mit staunenswerther Schnelligkeit und Gewandtheit, und nur auf Augen-

Digitized by Google

blicke kommen sie, um Athem zu schöpfen, auf die Oberfläche des Wassers: das Meer muß ihr zweites Element seyn.

Der arme Chevalier war wie geblendet; er wankte wie ein Betrunkener, als er ans Land stieg und der Capitän mußte ihn führen.

Er setzte sich mit ihm unter einen blühenden Brotbaum.

»Nun, lieber Dieudonné,« sagte Dumesnil, »wie gefällt Dir dieses Land?«

»Es ist ein Paradies,« antwortete der Chevalier. »Ach! wenn Mathilde hier wäre!«

Er seufzte und seine Blicke schweiften mit einer Melancholie, die man diesem Vollmondsgesicht gar nicht zugetraut, über den weiten Horizont.

Der Capitän überließ ihn seinen Gedanken und begann mit den Eingebornen zu reden. Denn wie warm und mild auch die Luft war, so mochte der Capitän doch nicht unter freiem Himmel übernachten.

Dann ging er wieder zu seinem Freunde.

Es war sechs Uhr, die Sonne sank, einer rothen Scheibe ähnlich, rasch in das Meer. In Tahiti hat der Tag gerade zwölf Stunden, und die Nacht hat die gleiche Dauer. In jeder Jahreszeit geht die Sonne um sechs Uhr Morgens auf und geht um sechs Uhr Abends unter. Man kann zu diesen Stunden seine Taschenuhr so genau nach der großen Himmelsuhr richten, wie die Pariser vormals ihre Taschenuhr nach dem Zeiger am Zifferblatte des Palais-Royal richteten.

Der Capitän berührte die Schulter seines Freundes mit der Fingerspitze.

»Was willst du?« fragte der Chevalier.

»Ich will Dich fragen was Du zu thun gedenkst.«

Dieudonné sah den Capitän erstaunt an.

Digitized by Google

»Was ich zu thun gedenke?« erwiderte er. »Mein Gott! das kümmert mich ja nicht!«

»Aber Du mußt doch wohnen. — Willst Du eine Weile hier bleiben?«

»So lange als Du willst.«

»Willst Du nach europäischer Art oder nach der Landessitte leben?«

»Das gilt mir gleich.«

»Willst Du in einem Gasthofe oder in einer Hütte wohnen?«

»Wie Du willst.«

»Gut, aber Du mußt Dich nachher nicht beklagen.«

»Habe ich mich denn jemals beklagt?« fragte Dieudonné!

»Er hat Recht,« sagte der Capitän für sich. »Bleibe noch zehn Minuten hier und betrachte den Sonnenuntergang; ich will mich unterdessen nach einer Wohnung umsehen.«

Dieudonné nickte; er war noch immer traurig, aber er fühlte ein noch nie empfundenes körperliches Wohlbehagen.

Sobald die Sonne ins Meer gesunken war, kam die Nacht mit fast magischer Schnelligkeit. Aber die Luft blieb durchsichtig, wie bei uns die Dämmerung an einem schönen Sommerabende: die Fische im Meere schimmerten, die Sterne hatten einen wunderbaren Glanz.

Der Capitän kam wieder, um Dieudonné abzuholen.

»O, laß mich noch eine Weile hier,« sagte der Chevalier; »es ist so schön!«

»Du siehst also endlich!« sagte der Capitän erfreut.

»Ja, es ist mir als ob ich erst diesen Abend anfange zu leben.«

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

»Komm nur, Du kannſt aus deinem Zimmer Alles ſehen was Du hier ſiehſt.«

»Durch das Fenſter?«

»Nein, durch die Wand. Komm!«

Es war das erſte Mal, daß Dieudonné der erſten Aufforderung nicht folgte.

Beide gingen auf ein Haus zu.

In dem Zuſtande des Chevalier war noch ein Fortſchritt zu bemerken: er war ſeit ſeiner Abreiſe in vielen Häuſern geweſen, ohne dieſelben zu beachten; aber dieſes Haus erregte ſeine Aufmerkſamkeit.

Es war auch wirklich merkwürdig. Auf den erſten Anblick ſchien es keine menſchliche Wohnung, ſondern ein großer Vogelkäfig zu ſeyn. Es war ein länglichtes Viereck, an beiden Enden abgerundet und mit Baumblättern gedeckt.

Das Dach ruhte auf Pfeilern; es beſtand aus Sparren, die mit bunten Binſenmatten belegt waren. In einem Winkel des Zimmers lag eine mit Seegras gefüllte und mit einem großen weißen Leinentuch bedeckte Matratze. In der Mitte ſtand ein kleiner Tiſch mit Obſt, Milch und Brot. In einer mit Cocosöl gefüllten Pfanne brannten mehre Dochte.

Durch die aus Gitterwerk beſtehenden Wände ſah man den beſtirnten Himmel und das Meer.

»Du ſiehſt,« ſagte Dumesnil zu ſeinem Freunde, »daß Dich hier nichts hindert, ins Freie zu ſchauen.«

»Ja wohl, lieber Freund,« antwortete Dieudonné; »aber —«

»Schon wieder ein Aber?«

»Ich kann allerdings in's Freie ſchauen, aber die Leute können auch mich ſehen—«

Digitized by Google

»Haſt Du denn die Abſicht, Böſes zu thun?« fragte Dumesnil.

»Gott behüte!« antwortete der Chevalier.

»Nun, was haſt Du denn zu fürchten? nicht das Mindeſte!«

»Gibt es denn keine Schlangen, keine Nattern?«

»Kein ſchädliches Thier auf der ganzen Inſel?«

»Ach! Mathilde! Mathilde!« ſeufzte der Chevalier.

»Schon wieder!«

»Nein, lieber Dumesnil. Ich meine nur, wenn ſie hier wäre, würde ich nie wieder nach Frankreich zurückkehren!«

Der Capitän ſah ſeinen Freund an und ſeufzte ebenfalls.

XI.

Wo der Chevalier de La Graverie in Verſuchung kommt, Mathilde zu vergeſſen.

Der Chevalier ſetzte ſich an den Tiſch und aß einige indianiſche Birnen und Bananen, dann eine Frucht von der Farbe der Erdbeeren und von der Größe eines Reinetteapfels, deren Namen er nicht kannte. Den Beſchluß des Abendeſſens machte eine Maniocwurzel mit Cocosmilch.

Auf Befragen ſeines Freundes erklärte er, daß er noch nie im Leben ſo gut geſpeiſt habe.

Nach dem Abendeſſen ließ ſich der Chevalier nur mit großer Mühe bewegen, ſich zu entkleiden, um zu Bett zu gehen. Die durchbrochenen Wände waren für ſein Anſtandsgefühl ein Stein des Anſtoßes. Erſt auf die Verſicherung ſeines Freundes, daß um zehn Uhr Niemand in Papeite mehr wach ſey,

Digitized by Google

entſchloß er ſich. Aber obgleich ihm der Capitän betheuerte, daß in dieſem Eden Polineſiens die Nachttoilette ganz dieſelbe ſey, wie bei den Stammeltern des Menſchengeſchlechts, wollte der Chevalier weder Hemd noch Unterbeinkleider ablegen.

Als ihn der Capitän, ſeiner dreijährigen Gewohnheit gemäß, zu Bett gebracht hatte, begab er ſich in ſein Zimmer, nämlich in die zweite Abtheilung der Hütte.

Die beiden andern Abtheilungen waren von der tahitiſchen Familie bewohnt, welche dem Capitän die Hütte vermiethet hatte. Der Chevalier, der ſich nie nach etwas erkundigte, wußte es nicht. Die Scheidewand, die ihn von den Wirthsleuten trennte, war wohl geſchloſſen, und er hatte gar nicht gefragt, wer jenſeit der Scheidewand wohne. Wenn irgend etwas geeignet war, ſeine Aufmerkſamkeit auf kurze Zeit zu feſſeln, ſo war es eine großartige Landſchaft, und dies war, wie wir geſehen, erſt ſeit einigen Stunden der Fall geweſen; denn erſt ſeit ſeiner Ankunft in Papeite hatte ſich der arme Dieudonné erinnert, daß er Augen hatte.

Er begab ſich alſo zur Ruhe und in ſeinen Erinnerungen zurückgehend, betrachtete er durch die Gitterwand den ſchönen Sternenhimmel, das azurblaue Meer.

Einige Schritte von der Hütte ſang ein im Gebüſch verſteckter Vogel. Es war der Sänger der Liebe, der wundervolle Tui, der nur wacht, wenn Alles ſchlummert, nur ſingt, wenn Alles ſchweigt.

Der Chevalier, auf den Ellbogen geſtützt und durch eine Oeffnung der Gitterwand ſchauend, lauſchte mit einem unausſprechlich wehmüthig-ſüßen Gefühl. Es war als ob ſich die warme balſamiſche Nacht, die Reinheit des Himmels, die Harmonie dieſes Geſanges verkörpert hätten und gleichſam ein

Digitized by Google

Luftbad bildeten zur Kräftigung der ermatteten Glieder und zum Balsam für wunde Herzen.

Der Chevalier glaubte seit drei Jahren zum ersten Male wieder frei zu athmen.

Auf einmal glaubte er ein leises Geräusch zu hören, wie die leichten Fußtritte eines Kindes auf dem Grase, und im Halbdunkel der tropischen Nacht sah er eine reizende Mädchengestalt. Der ganze Schmuck der schönen Tahitierin bestand in dem langen, aufgelösten Haar und zwei prächtigen Lotusblumen, die an den Bächen in großer Menge wachsen und von den Mädchen als Ohrgehänge getragen werden.

Die junge Tahitierin schleppte eine Binsenmatte hinter sich her und breitete dieselbe zehn Schritte von dem Hause unter einem Orangenbaum aus.

Der Chevalier wußte nicht ob er wachte oder träumte, ob er die Augen offen halten oder schließen sollte. Nie war eine Statue vollkommener, herrlicher aus den Händen eines Bildners hervorgangen; nur war sie nicht marmorweiß, sondern schien von Bronze zu seyn.

Eine kleine Weile lauschte sie auf den Gesang des Tui; dabei schüttelte sie von Zeit zu Zeit mit der Schulter den Orangenbaum, an den sie sich gelehnt hatte und von welchem ein schneeweißer, duftender Blüthenregen herabfiel.

Nach und nach sank sie, mit ihren üppigen, aufgelösten Haaren bedeckt, auf die Matte nieder und schlief ein.

Der Chevalier de la Graverie blieb noch lange wach; er entschlummerte erst als er das Gesicht nach der entgegengesetzten Seite wandte und den Namen Mathilde wie einen Schild vor die reizende Erscheinung hielt.

Am andern Morgen fand der Capitän seinen Freund schon wach und angekleidet, obgleich es kaum sechs Uhr war.

Digitized by Google

Der Chevalier beklagte sich, daß er schlecht geschlafen. Dumesnil schlug einen Spazirgang vor.

Als die beiden Freunde eben fortgehen wollten, that sich die Seitenthür auf, und ein etwa fünfzehnjähriges Mädchen erschien, um die Fremden zu fragen, ob sie etwas brauchten.

Dieudonné erkannte die schöne Schläferin der vorigen Nacht und erröthete bis über die Ohren.

Die Tahitierin trug ein langes weißes, vorn offenes Kleid und um den Leib ein blaues seidenes Tuch mit blauem Grunde und gelben Blumen. Arme und Füße waren unbekleidet.

Der Chevalier betrachtete sie, ungeachtet seiner Befangenheit. Sie war, wie alle Tahitierinnen, ziemlich klein, aber ihre kupferfarbene Gestalt zeigte das schönste Ebenmaß; ihr langes, seidenartiges Haar war rabenschwarz; ihre großen feurigen Augen waren von dunklen Wimpern beschattet; die Backenknochen standen etwas mehr hervor, als bei der kaukasischen Race, die Lippen waren etwas aufgeworfen, die Zähne perlenweiß, die Hände klein und zart, der Wuchs schlank.

Der Capitän dankte ihr, stellte sie seinem Freunde als die Tochter der Wirthin vor und sagte, daß er erst gegen neun Uhr nach Hause kommen werde.

Die Kleine schien Alles recht gut zu verstehen. Der Capitän schien zu erwarten, daß sein Freund sie ebenfalls anrede, aber Dieudonné wagte es nicht: er trat sogar auf die Seite, um ihre seidene Schärpe nicht zu berühren, und ging an ihr vorüber, wie an einer Pariserin auf dem Boulevard des Capucines. Dann entfernte er sich schnell. Die junge Tahitierin schien ihm einen Schrecken eingejagt zu haben.

Digitized by Google

Der Capitän wunderte sich gar nicht darüber, er kannte die Blödigkeit seines Freundes gegen das schöne Geschlecht; aber er glaubte nicht, daß er sich gegen eine Tahitierin wie gegen eine Pariserin benehmen würde.

»Warum hast Du ihr nichts gesagt?« fragte der Chevalier; »sieh nur wie traurig die schöne Mahauni uns nachschaut.«

»Mahauni heißt sie?« fragte Dieudonné.

»Ja. Ein hübscher Name, nicht wahr?«

Dieudonné antwortete nicht.

»Hast Du etwas gegen das Mädchen?« fragte der Capitän; »wir wollen dann ein anderes Quartier nehmen.«

»Nein! nein!« antwortete Dieudonné mit einer Lebhaftigkeit, die ihm sonst nicht eigen war.

Sie gingen weiter. Dumesnil schlug, wie Tarquin, den zu hohen Blumen mit seinem Bambusrohr die Köpfe ab.

Dieudonné folgte ihm schweigend. Das Stillschweigen war ihm freilich so zur Gewohnheit geworden, daß der Capitän sich nicht darüber wunderte.

Dieser erste Spazirgang zeigte den beiden Freunden die wunderbar üppige Vegetation des Landes. Die Stadt bot einen zugleich naiven und reizenden Anblick. Obschon die Hauptstadt, war sie einem sehr großen Dorfe ähnlich. Jedes Haus hatte einen Garten, unter dessen Bäumen es fast vergraben schien; und wenn man das Ende der Häuser erreicht hatte, so theilte sich die Straße in Fußpfade und man sah sich von prächtigen Bäumen, duftenden Lauben und plätschernden Springbrunnen umgeben. Unter den Citronen- und Orangenbäumen sah man die Cocospalme, den Bananenbaum, den Papageien- und indianischen Birnbaum, den Eisenbaum mit dem röthlichen Holz und den weit ausgebreiteten Zwei-

Digitized by Google

gen, die einem riesigen aufgeschossenen Spargelbusch ähnlich sind. Dazu die würzige Luft, die Vögel mit dem blutfarbigen glänzenden Gefieder, das Plätschern der Springbrunnen, die lachenden scherzenden Weiberstimmen — kurz es war ein wahres Feenland, es war die Insel der Blumen und Düfte.

Als die beiden Freunde etwa eine Stunde in diesem wunderherrlichen Garten gegangen waren, stand der Capitän still. Er hörte ein Geschnatter, das er sich nicht recht zu erklären wußte. Er verließ den Weg und ging etwa fünfzig Schritte durch die Bäume und Gebüsche. Plötzlich blieb er stumm und staunend stehen.

Dieudonné schaute ihm nach. Wenn er bei seinem Freunde war, so schien seine Willenskraft auf den Capitän übergegangen zu seyn; er gehorchte ihm, wie der Leib dem Geiste gehorcht, wie der Schatten dem Körper folgt.

Der Capitän gab ihm schweigend einen Wink. Dieudonné ging gedankenlos auf ihn zu. Aber seine Gedankenlosigkeit dauerte nicht lange: der Anblick, der sich ihm darbot, war ganz geeignet seine Aufmerksamkeit zu fesseln.

Das Gebüsch, in welchem der Capitän und der Chevalier versteckt waren, grenzte an den Fluß, in welchem etwa dreißig Tahitierinnen, wie in einem Salon, theils sitzend theils liegend versammelt waren. Die Köpfe und Schultern ragten aus dem Wasser hervor, auf welchem die aufgelösten Haare schwammen. Die Badenden plauderten und wanden sich Kränze aus Wasserlilien, Rosen und Gardanien. Diese reizenden Wesen scheinen zu wissen, daß sie selbst lebende Blumen sind: sie leben mitten unter ihren regungslosen Schwestern, sie sind unter Blumen begraben.

Digitized by Google

»Sieh, lieber Freund, dort iſt ſie!« ſagte der Chevalier nach einer Pauſe und deutete auf ein: der Badenden.

»Wer?« fragte der Capitän.

Der Chevalier erröthete; er hatte die junge Wirthin erkannt; er vergaß, daß er dem Capitän von ſeinem Traume nichts geſagt hatte, und zeigte ihm die ſchöne Mahauni.

»Wer?« fragte der Capitän noch einmal.

»Niemand,« antwortete der Chevalier und entfernte ſich eilends.

Die beiden Freunde ſetzten ihren Spazirgang fort. Nach einer Weile gab der Capitän ſeinem Freunde zu bedenken, daß es Zeit ſey zu frühſtücken; er zündete eine Cigarre an und reichte dem Chevalier aus Gewohnheit ebenfalls eine; aber Dieudonné lehnte das Anerbieten ab; die Stiftsdamen, die ihn erzogen hatten, konnten den Tabak nicht ausſtehen.

Nicht weit von der Hütte begegnete ihnen die ſchöne Mahauni. Als ſie die beiden Freunde ſah, ſtand ſie ſtill und wartete.

Der Duft der Cigarre war für ſie anziehender als für den Chevalier. Sie ſagte einige dem Capitän nicht verſtändliche Worte in ihrer Sprache, aber da ſie die Pantomime des Rauchens machte, ſo verſtand er ſie.

Er nahm eine Cigarre aus der Taſche und reichte ſie ihr.

»Nao, nao!« ſagte ſie, indem ſie auf die Cigarre im Munde des Capitäns deutete.

Dusmenil verſtand, daß die eigenſinnige Schöne die brennende Cigarre haben wollte. Er reichte ſie ihr.

Die Tahitierin that ſchnell zwei Züge und blies mit großem Behagen den Dampf aus. Dann zog ſie zum dritten Male den Dampf ein, ohne ihn ſogleich wieder auszublaſen, gab dem Capitän die Cigarre mit einer coketten Verbeu-

Digitized by Google

gung zurück und ging fort, indem sie den Kopf zurückwarf und den Tabaksrauch behaglich in kleinen wirbelnden Wölkchen aus dem Munde aufsteigen ließ.

Alles dies begleitete sie mit reizenden, coketten Bewegungen, welche, wie der Capitän bis dahin geglaubt hatte, nur den Spanierinnen eigen sind.

Dumesnil warf einen Seitenblick auf seinen Freund, der mit gesenkten Blicken neben ihm her ging und leise den Namen Mathilde flüsterte.

Dumesnil sah hierin einen Fortschritt in der Besserung seines Freundes, denn dieser hatte den Namen sonst immer laut gerufen.

Als Mahauni den Tabaksrauch von sich geblasen hatte, knüpfte sie ihre Schärpe los, hielt sie mit weit ausgebreiteten Armen über den Kopf und verschwand hinter der Ecke eines Citronenwäldchens. Sie glich einem davonfliegendem Schmetterlinge.

Die beiden Freunde fanden ihren Tisch gedeckt. Das Frühstück bestand, wie das Abendessen, aus einem Stück Brotfrucht, einer gerösteten Maniocwurzel, Cocosmilch, Butter und Obst.

Niemand war da; man hätte glauben können, der Tisch sey von Feenhand gedeckt worden. Aber es schien auch für die Wirthin die Frühstückszeit zu seyn; denn Dieudonné, welcher der Wand zugewendet saß, sah Mahauni vor der Hütte ein Körbchen von den untersten Zweigen eines Orangenbaumes nehmen und sich zum Frühstück unter denselben setzen.

Dieses Frühstück bestand aus einem halben Dutzend Feigen, einem Stück Melone, einem gebackenen Fisch und einem Stück Brotfrucht.

Digitized by Google

Der Chevalier vergaß ſelbſt zu eſſen, als er Mahauni eſſen ſah.

Dumesnil bemerkte die Zerſtreuung ſeines Tiſchgenoſſen, ſah ſich um und erblickte das Mädchen, welches frühſtückte, ohne an ſie zu denken.

»Aha!« ſagte der Capitän, »Du ſchauſt unſere hübſche Wirthin an.«

Der Chevalier erröthete.

»Ja,« ſagte er.

»Soll ich ſie einladen mit uns zu frühſtücken?«

»Nein, nein!« antwortete der Chevalier; »ich dachte nur, unter den Bäumen müſſe es recht angenehm kühl ſeyn.«

»Willſt Du draußen bei ihr frühſtücken?«

»Nein, nein!« ſagte Dieudonné. »Es iſt ja recht hübſch hier. Ich möchte nur einen andern Platz einnehmen, die Sonne blendet mich hier.«

Der Capitän ſchüttelte den Kopf: er ſchien zu errathen, was für eine Sonne den Chevalier blendete.

Er wechſelte den Platz, ohne eine Bemerkung zu machen.

Nach dem Frühſtück fragte der Chevalier: »Was werden wir jetzt anfangen?«

»Wir halten unſere Sieſta,« antwortete der Capitän, »es iſt hier nach dem Frühſtück Sitte.«

»Ich bin nicht abgeneigt,« ſagte Dieudonné, »ich habe ſchlecht geſchlafen und bin müde.«

»Die Sieſta wird Dir wohl thun.«

»Ich hoffe es.«

Beide verließen die Hütte, um einen paſſenden Ort zu finden. Die Sieſta im Freien war weit angenehmer als in der Hütte, wie lüftig dieſe auch war.

Digitized by Google

Der Chevalier wünſchte aber im Schlafe nicht geſtört zu werden. Der Capitän bezeichnete ihm den Garten als den ſicherſten Ort.

Man ſuchte ein ſtilles, ſchattiges Plätzchen. Der Chevalier wählte einen Raſenplatz unter einer Gardania, deren Aeſte bis zur Erde herabhingen und gleichſam ein Zelt bildeten. Der Raſen war nur etwas feucht.

Dumesnil, der auf Alles bedacht war, hatte eine große Matte mitgebracht. Dieſe breitete er auf dem Raſen aus.

»Bleibe hier,« ſagte er; »ich werde ſchon ein anderes Plätzchen finden, wo der Schatten eben ſo dicht und der Raſen trockener iſt.«

Dieudonné machte ſelten eine Einwendung, wenn ſein Freund eine Anordnung getroffen hatte. Er breitete die Matte aus, auf welcher vier Perſonen ihre Sieſta hätten halten können. Erſt jetzt bemerkte er ihre Größe und rief dem Capitän nach, daß die Matte reichlich Platz für Zwei biete. Aber Dumesnil war ſchon fort.

Der Chevalier entſchloß ſich nun, die Matte für ſich allein in Anſpruch zu nehmen. Er zog ſeinen Rock aus, rollte ihn auf, um ein Kopfkiſſen daraus zu machen, betrachtete eine Weile die fruchtloſen Verſuche der Sonne, durch das Laub der Gardania zu dringen, ſchloß die Augen, ſeufzte und ſchlief ein.

Digitized by Google

XII.

Wo der Chevalier de la Graverie ſchwimmen lernt.

Der Schlaf war keine ganz ſichere Zuflucht vor den Träumen, von denen der Chevalier wachend heimgeſucht wurde. Sein Schlaf war ſehr unruhig. Anfangs träumte er von den geſtrigen ſchönen Schwimmerinnen; aber wie die Syrenen waren ſie halb Weib halb Fiſch, und jede von ihnen hielt eine Leier oder ſonſt ein Inſtrument in der Hand, womit ſie einen ſüßen, wunderlieben Geſang begleiteten. Aber der Chevalier, der mit den mythologiſchen Ueberlieferungen des achtzehnten Jahrhunderts aufgefüttert war und die Gefahren der Syrenenſtimmen kannte, wandte ſich ab, hielt ſich die Ohren zu, wie Ulyß, und lief davon.

Wohin er auf ſeiner Flucht kam, das wußte er nicht. Wahrſcheinlich nach Theben oder Memphis, denn unterwegs ſah er rechts und links auf marmornen Sockeln jene Ungeheuer mit einem Löwenkörper, aber mit einem Weiberkopf: die Symbole der Weisheitsgöttin Neith, denen das Alterthum den Namen Sphinx gegeben hat. Aber dieſe Sphinx waren nicht von Marmor, wie ihre Piedeſtale, ſondern lebend, obſchon an ihren Platz gefeſſelt. Ihre Augen thaten ſich auf und ſchloſſen ſich, ihr Buſen wogte, und der Chevalier glaubte zu bemerken, daß ſie ihn mit verliebten Blicken anſahen. Endlich hob eine von ihnen die Tatze und ſtreckte ſie nach ihm aus, ſo

Digitized by Google

daß er, um die Berührung zu vermeiden, auf die andere Seite ſprang; aber die andere Sphinx hob ebenfalls die Tatze und alle andern folgten dieſem Beiſpiel.

Und gleichwohl war es klar, daß die egyptiſchen Ungethüme keine böſe Abſichten gegen ihn hatten, wie würden ſie ihn ſonſt ſo zärtlich angeſehen haben. Aber der Chevalier ſchien die Freundlichkeit der Ungeheuer mehr zu fürchten als ihren Haß.

Er ſuchte zu entfliehen, aber wohin ſollte er ſich wenden? Die Piedeſtale hatten ſich in Bewegung geſetzt, als ob ſie durch eine große Maſchine weiter geſchoben würden, und bald ſah er ſich ganz von ihnen umringt.

In dieſem Augenblicke ſchien es ihm, als ob ſich nahe bei ihm eine Wolke bildete, nach Art des Gewölks, auf welchem die ſchlafenden Prinzeſſinnen zu der Bühne hinabſchweben. Dieſe Wolke ſchien nur zu warten, daß ſich der Chevalier darauf lege, um die Erde zu verlaſſen.

Da die Augen der Ungethüme immer feuriger zu werden ſchienen, da ihre Krallen faſt ſchon ſeinen Rockkragen berührten, ſo zögerte er nicht länger, er machte ſich's auf der Wolke bequem und wurde von ihr emporgetragen.

Aber nun glaubte der arme Dieudonné zu bemerken, daß ſich die Wolke belebe, daß es im Grunde nichts Anderes war, als ein leichtes Gewand von Gaze, und daß die wirkliche ſolide Stütze, auf welcher er ruhte, eine ſchöne Jungfrau war, welche, wie die Götterbotin Iris, mit wunderbarer Schnelligkeit den Weltenraum durcheilte. Er fühlte ſich auf dieſer intereſſanten Luftreiſe von ihren Armen umſchlungen, er fühlte ihr pochendes Herz an ſeiner Bruſt, ihren glühenden Athem an ſeiner Wange.

Sie hatte den Chevalier gerettet, aber ſie betrachtete ihn

Digitized by Google

nun als ihr Eigenthum; sie trug ihn in ihre Grotte, legte ihn auf ein Bett von feinem Sande; aber sie legte sich an seiner Seite nieder und ihr glühender Athem schien auch seine Brust mit einem verzehrenden Feuer zu erfüllen.

Das Gefühl war so lebhaft, daß er mit einem lauten Schrei erwachte.

Er hatte nur halb geträumt. Mahauni lag neben ihm, und der Athem der Tahitierin berührte seine Wange.

Wie er, hatte Mahauni ein schattiges Plätzchen gesucht, um die Siesta zu halten. Sie hatte den Chevalier an dem hübschesten Orte des Gartens schlummern gesehen, und die Matte, auf der er lag, war für eine einzige Person dreimal zu groß. Das holde Naturkind hatte kein Bedenken getragen, den unbenutzten Theil der Matte für sich in Anspruch zu nehmen. So war sie ganz arglos eingeschlummert, wie ein Kind an der Seite der Mutter.

Aber während ihres Schlummers hatte sie, wahrscheinlich ebenfalls träumend, den Arm ausgestreckt und ihr Athem berührte die Wange des armen Dieudonné.

Sie schlief noch. Der Chevalier machte den Arm des Mädchens vorsichtig von seiner Schulter los, stand leise auf und lief davon, ohne zu wissen wohin. Seinen aufgerollten und als Kopfkissen benützten Rock ließ er im Stich.

Der Chevalier lief dem Meere zu und machte erst an der Küste Halt.

Es war etwa ein Uhr Mittags. Die Sonne schickte ihre glühenden senkrechten Strahlen auf die Erde herab. Der Chevalier dachte, welch ein Genuß es seyn müsse, wie die Fische oder Tahitierinnen zu tauchen und unter dem Wasser zu schwimmen, und er bedauerte, daß er diesen Theil der Gymnastik vernachlässigt hatte.

Digitized by Google

Aber ohne ſchwimmen zu können, konnte er ſich doch an der Friſche des Waſſers laben. Er hatte in den Uferbuchten natürliche Grotten bemerkt, welche zur Hälfte mit Meerwaſſer angefüllt waren und von der Natur zu Badewannen beſtimmt zu ſeyn ſchienen.

Dort konnte er Schatten und Kühle finden, und dieſen doppelten Genuß beſchloß er ſich zu verſchaffen.

Er ſtieg mit einiger Mühe an der Küſte hinab. Es war die Zeit der Ebbe, und als ob er den Zauberſtab einer Fee in der Hand gehabt hätte, fand er ſogleich eine ſeinen Wünſchen entſprechende Grotte, die der Grotte der Kalypſo nachgebildet zu ſeyn ſchien.

Er ſah ſich nach allen Seiten um, es war Niemand in der Grotte. Er glaubte daher, daß er ſich ohne Bedenken entkleiden könne. Er legte ein Kleidungsſtück nach dem andern in eine kleine Nebengrotte, welche gewiſſermaßen ein Cabinet neben dem großen von der Natur geſchaffenen Salon bildete.

An der tiefſten Stelle fand der Chevalier kaum drei Fuß Waſſer.

Dieſes laue, aber durch den Schatten abgekühlte Waſſer gewährte ihm eine ungemeine Erfriſchung. Er konnte nicht begreifen, wie man verſäumen könne, ſchwimmen zu lernen. Aber er bedachte, daß man ſich, um ſchwimmen zu lernen, andern Leuten faſt ohne alle Bekleidung zeigen müſſe, und er ſchauderte bei dem Gedanken, bei Dumesnil, der doch ſein beſter Freund war, Schwimmunterricht zu nehmen.

Zum Glück hatte er dieſe Grotte entdeckt; er nahm ſich vor, keinem Menſchen ein Wort davon zu ſagen und täglich einige Stunden darin zuzubringen: er fühlte ſich ſo unaus-

Digitized by Google

sprechlich wohl, daß ihm das Baden in der Grotte für jede andere Unterhaltung Ersatz bieten konnte.

Der Geist verlangt keine Zerstreuung, wenn das materielle Wohlbehagen so groß ist, daß der Mensch, um sich demselben ganz hinzugeben, alle seine Körper- und Geisteskräfte braucht.

Der Chevalier blieb wohl zwei Stunden in diesem wonnigen Zustande, der ihm nicht einmal gestattete, die Zeit abzumessen.

Plötzlich wurde er durch das Geräusch eines ins Wasser fallenden Körpers seinem beschaulichen Zustande entrissen.

Er sah etwas vor sich niederfallen, aber er vermochte es nicht zu unterscheiden.

Nach einer kleinen Weile sah er ein schönes Köpfchen auf der Wasserfläche erscheinen.

Es war Mahauni.

Sie sprach einige Worte, welche ein Aufruf an ihre Freundinnen zu seyn schienen.

Sie rief nicht vergebens. Eine Tahitierin nach der andern sprang von dem hohen Ufer ins Meer. Es waren dieselben, welche der Chevalier bereits in der Frühe badend gesehen hatte.

Alle Köpfe kamen nach einander zum Vorschein; dann begannen diese Töchter der Amphitrite »wie ein griechischer Dichter sie genannt haben würde,« sich im Wasser herumzutummeln.

Dieudonné sah sie, aber sie konnten ihn nicht sehen, da er in der dunkeln Grotte versteckt war.

Es verging eine Stunde, die der Chevalier keineswegs sehr lang fand. Er widmete dem Schauspiele, welches er vor

Digitized by Google

Augen hatte, solche Aufmerksamkeit, daß er das Steigen des Wassers nicht bemerkte, bis es ihm bis an die Achseln reichte.

Die Ebbe war zu Ende, die Flut trat ein. Dieudonné hatte an dieses Phänomen gar nicht gedacht, und es wurde ihm erst bange, als er seine Kleider auf dem Wasser schwimmen sah. Da die kleine Grotte, in welche sie der Chevalier gelegt hatte, etwas tiefer war, als die andere, so war das Wasser zuerst eingedrungen und hatte die Kleider des Chevalier weggeschwemmt.

Er wollte rufen, aber er getraute sich nicht, denn er würde dadurch seine Anwesenheit verrathen haben. Wenn er die fortschwimmenden Kleider wenigstens auf dem Leibe gehabt hätte, so würde er kein Bedenken getragen haben, sich zu zeigen; denn sie schienen keine Dianen zu seyn, die ihn nach der Art des Aktäon bestrafen würden. Aber wenn er angekleidet gewesen wäre, so hätte er keinen Grund gehabt zu rufen.

Der Chevalier irrte sich, denn seine Lage begann bedenklich zu werden. Das Wasser stieg immer höher und reichte ihm schon bis an das Kinn. Er konnte freilich einen Fuß gewinnen, wenn er einige Schritte zurücktrat. Aber er begann das Bedenkliche seiner Lage einzusehen. Er sah sich um und bemerkte, wie hoch die Flut in der Grotte stieg: bei der höchsten Flut würde er vier Fuß Wasser über seinem Kopfe haben.

Der Chevalier war einer Ohnmacht nahe, ein kalter Schweiß bedeckte seine Stirn.

In diesem Augenblicke erhoben die Schwimmerinnen ein lautes Geschrei; sie hatten seine auf dem Wasser schwimmenden Kleider bemerkt. Um die Ursache dieser seltsamen Erscheinung zu erforschen, schwammen sie auf die Grotte zu. Aber

Digitized by Google

ſtatt ſie zu Hilfe zu rufen, ging Dieudonné ſo weit zurück als er konnte.

Die Schwimmerinnen erhaſchten die Kleider: es war nicht zu bezweifeln, es waren die Kleider eines Europäers.

Der Chevalier hatte Luſt, ſeine Kleider zu verlangen; aber was ſollte er damit anfangen? ſie waren ja ganz durchnäßt!

Inzwiſchen ſtieg die Flut unaufhörlich. Dieudonné ſah, daß ihm das Waſſer in zehn Minuten bis über den Kopf ſteigen würde. Eine ſich heranwälzende Woge bedeckte ihm das Geſicht mit Schaum.

Der Chevalier ſchrie unwillkürlich auf. Die Schwimmerinnen hörten es.

Eine zweite Woge folgte der erſten.

Dieudonné dachte an den Capitän, und als ob dieſer ihn hätte hören können, rief er:

»Hierher, Dumesnil! Zu Hilfe! zu Hilfe!«

Die Schwimmerinnen verſtanden dieſe Worte nicht, aber in der Art wie ſie geſprochen wurden, lag etwas ſo herzzerreißendes, daß ſie vermutheten, der Schreier müſſe in Todesgefahr ſeyn.

Der Hilferuf kam offenbar aus der Grotte. Eine von den Tahitierinnen tauchte, und ſchwamm unter dem Waſſer auf die Grotte zu.

Plötzlich ſah der Chevalier zwei Schritte vor ſich einen Kopf auftauchen.

Es war Mahauni. An dem beſtürzten Geſicht des Chevalier errieih ſie die Lage, in der er ſich befand, und rief ihre Freundinnen herbei.

Digitized by Google

Der Chevalier befand ſich gerade in derſelben Lage wie Virginie auf der Brücke des St. Geran, ſie war gerettet, wenn ſie den Beiſtand des nackten Matroſen, der ſie ans Ufer zu tragen verſprach, annehmen wollte; verloren, wenn ſie ſich weigerte.

Die Tahitierinnen gaben durch Geberden zu verſtehen und verſuchten auch durch Worte anzudeuten, daß ſich Dieudonné nur auf ſie zu ſtützen brauche, um ans Land getragen zu werden.

Zwei von ihnen bildeten mit verſchränkten Armen eine Art Floß, auf welchem er ſich ausſtrecken und ſich mit beiden Händen auf die Schultern der beiden Schwimmenden ſtützen könnte.

Der Chevalier — wir müſſen es ihm zur Ehre nachſagen — war einen Augenblick unſchlüſſig; er faßte den keuſchen Entſchluß, zu ſterben, wie die Jungfrau auf Ile-de-France. Aber die Liebe zum Leben ſiegte; er ſchloß die Augen, ſtreckte ſich auf dem lebenden Floß aus, ſtützte ſeine Hände auf die runden Schultern der ſchönen Nymphen und überließ ſich ihrer Führung.

Ob er den Namen »Mathilde« flüſterte? Wir waren nicht dabei, und können es daher weder behaupten noch verneinen.

Einige Monate nach dieſem Vorfall, von welchem Dieudonné ſeinem Freunde kein Wort geſagt hatte, als er in Geſellſchaft des Capitäns Seevögel jagte, fiel er über Bord.

Der Capitän warf ſchnell ſeinen Rock ab, um den Chevalier zu retten; aber als er ihm eben nachſpringen wollte, ſah er Dieudonné zu ſeinem größten Erſtaunen auf der Waſ-

Digitized by Google

ſerfläche zum Vorſchein kommen und ſich ziemlich gut flott erhalten.

Dumesnil war höchſt erſtaunt.

»Reiche mir die Hand,« ſagte Dieudonné, »und hilf mir in die Barke.«

Dumesnil reichte ihm die Hand, der Chevalier ſtieg wieder ein.

»Aber wo in aller Welt haſt Du denn ſchwimmen gelernt?« fragte Dumesnil.

Dieudonné erröthete bis über die Ohren.

»Duckmäuſer!« ſagte der Capitän lachend. »Geſteh nur, daß dein Schwimmunterricht nichts weniger als unangenehm geweſen iſt.«

Dieudonné antwortete nicht, aber die Geſchicklichkeit, mit der er der Gefahr entronnen war, bewies, daß der Capitän Recht hatte.

XIII.

Der Menſch denkt und Gott lenkt.

Drei Jahre verfloſſen in dieſem irdiſchen Paradieſe. Nach Verlauf dieſer Zeit war Dieudonné wohl nicht ganz, aber doch beinahe geheilt von der tiefen Schwermuth, die er aus Frankreich mitgebracht hatte.

Die Ehre dieſer moraliſchen Cur kam dem Capitän zu, ſo wie die Ehre der phyſiſchen Cur dem Arzte gebührt. Dumesnil hatte freilich die Mittel angewendet, welche ihm die Mutter Natur an die Hand gab; aber dieſe Mittel waren im

Digitized by Google

Grunde nur die Medicamente; der wirkliche Arzt war der, welcher die Anwendung derselben angeordnet und beaufsichtigt hatte.

Der Chevalier schien also zufrieden. Wenn er je zuweilen noch den Namen Mathilde aussprach, so war es nur im Traume; sein Wille behielt die Oberhand, und es war wenigstens ein Sieg, wenn auch keine vollständige moralische Heilung.

Nicht ein einziges Mal war von der Rückkehr nach Frankreich die Rede gewesen, und keinen Augenblick hatte sich der Chevalier nach seinem Heimatlande gesehnt. Der Capitän war freilich unablässig auf Zerstreuungen für seinen Freund bedacht gewesen, er war allen seinen Wünschen zuvorgekommen und hatte ihm die gewohnten Bequemlichkeiten und Genüsse verschafft. Jeden Anflug von Trübsinn hatte er hinweggescherzt. Kurz, er hatte seine selbstgewählte Verpflichtung gewissenhaft erfüllt.

Bei dem weichen Gemüthe des Chevalier de la Graverie ist es begreiflich, wie theuer und zumal unentbehrlich ihm der Freund geworden war, dem er seine Gemüthsruhe verdankte. Das große Kind konnte die Mutter oder wenigstens die Wärterin nicht entbehren. Dieudonné hatte ganz verlernt, sich selbst zu regieren.

Eines Abends, als sie Beide, der Capitän rauchend, der Chevalier Zucker essend, am Meere spazieren gingen, fühlte sich der Erstere plötzlich unwohl.

Dumesnil, der von herkulischer Kraft war, beachtete diese Unpäßlichkeit nicht und wollte seinen Spazirgang fortsetzen; aber bald versagten ihm die Füße den Dienst, seine

Digitized by Google

Stirn war mit Schweiß bedeckt, und er fühlte sich so schwach, daß man ihm einen Stuhl bringen mußte.

Alle moralische und physische Kraft vermochte nichts gegen die mit furchtbarer Heftigkeit ausbrechende Krankheit.

Der Chevalier verlangte einen Arzt.

In der Zeit vor der englischen Besitznahme und dem französischen Protectorat war keine Besatzung auf der Insel, und folglich kein europäischer Arzt; die eingebornen Quacksalber behaupteten mit gewissen Kräutern und Zauberformeln zu curiren, und curirten auch vielleicht so gut wie graduirte Doctoren.

Mahauni, die immer sehr gefällig gegen den Chevalier war, erbot sich einen solchen Empiriker zu holen; aber der Chevalier, der inzwischen die Landessprache gelernt hatte, verlangte einen europäischen Arzt; es sey Tags zuvor ein französisches Schiff angekommen, und von diesem müsse man Hilfe holen.

Mahauni ließ sich das Wort »Medicin« in französischer Sprache einigemale wiederholen, bis es ihr gelang, dasselbe deutlich auszusprechen. Dann sprang sie sogleich ins Meer und schwamm auf das Schiff zu, an dessen Hauptmast die dreifarbige Fahne wehte.

Während nemlich der Chevalier auf Tahiti lebte, war die Julirevolution ausgebrochen; aber diese Veränderung, die, wenn der Chevalier in Frankreich geblieben wäre, seine Lebensverhältnisse wahrscheinlich bedeutend erschüttert haben würde, ging für ihn in der weiten Entfernung fast unbemerkt vorüber.

In der Nähe des »Dauphin« — so hieß die französische Brigg — hob sich Mahauni aus dem Wasser empor

Digitized by Google

und rief mit aller Anstrengung, deren ihre melodische Stimme fähig war: »Ein Medissin! Ein Medissin!«

Ungeachtet der Veränderung, welche die Tahitierin mit dem Worte vorgenommen hatte, verstand der Schiffscapitän doch recht gut, was die Schwimmerin verlangte. Er glaubte die Königin sey krank und befahl dem Schiffsarzt, einem jungen Manne von sechs- bis siebenundzwanzig Jahren, der seine erste Seereise machte, sich ans Land zu begeben.

Als Mahauni sah, daß das Boot heruntergelassen wurde und der Schiffsarzt einstieg, überzeugte sie sich, daß man sie verstanden hatte, und wie dringend sie der junge Arzt auch bat, in das Boot zu steigen und mit ihm ans Land zu fahren, tauchte sie unter, kam in einer Entfernung von zwanzig Schritten wieder zum Vorschein, tauchte wieder unter, um weiterhin wieder aufzutauchen, und kam früher als das Boot mit den vier Ruderern ans Land.

Sie lief nun sogleich zu der Hütte der beiden Freunde und rief ihnen zu: »Medissin! Medissin!«

Dann eilte sie wieder auf den Strand, um den Arzt zu dem Kranken zu führen.

Das Boot war der Schwimmerin gefolgt und landete an der Stelle, wo diese ans Ufer gestiegen war.

Der junge Doctor stieg ans Land, folgte seiner Führerin, und in einigen Secunden war er vor der Thür der Hütte.

Der Chevalier eilte ihm entgegen, entschuldigte sich, daß er ihn belästigt, und führte ihn an das Lager des Capitäns.

Der Arzt begriff nun, warum sich die Botin lieber an den »Dauphin« als an ein anderes Schiff gewandt hatte. Er

Digitized by Google

that also gar keine Frage und ging gerade auf den Kranken zu.

»Wie!« sagte er erstaunt, »Sie sind's, Capitän?«

Der Capitän schlug die Augen auf, erkannte ebenfalls den jungen Arzt, lächelte, reichte ihm die Hand und sagte mit matter Stimme:

»Ja, ich bin's, wie Sie sehen.«

»Ich hoffe, es wird nichts zu bedeuten haben,« sagte der Arzt. »Fassen Sie Muth! Wo fehlt's?«

Der Chevalier de la Graverie hatte große Lust zu fragen, wie sich der Doctor und der Capitän kannten; aber da das Krankenexamen begonnen hatte, so verschob er sein Fragen auf eine andere Zeit.

»Wo es fehlt?« erwiederte der Capitän; »das ist schwer zu sagen. Ich wurde plötzlich von einem Unwohlseyn befallen; meine Mattigkeit zwang mich mein Bett aufzusuchen.«

»Und seit dem Sie im Bette sind?«

»Fühle ich Zuckungen, Gliederzittern, abwechselnd Frost und trockene Hitze.«

Der Arzt verlangte ein Glas Wasser und reichte es dem Kranken.

»Versuchen Sie zu trinken,« sagte er.

Dumesnil trank einige Schluck.

»Alles ist mir zuwider,« sagte er, »und überdies schlucke ich schwer.«

Der Doctor legte zwei Finger etwas unter den Magen.

Der Kranke schrie und zuckte.

»Haben Sie noch keinen Brechreiz gefühlt?« fragte der Arzt.

Digitized by Google

»Noch nicht,« antwortete der Kranke.

Der Doctor verlangte Papier und eine Feder; aber es war kein Schreibzeug in der Hütte.

Der Capitän verlangte seine Reiseschatulle. Man brachte sie ihm. Er trug den Schlüssel dazu an einer Schnur um den Hals.

Dumesnil öffnete vorsichtig die Schatulle, als ob sie Gegenstände enthielte, die Niemand sehen dürfte, nahm Schreibmaterialien heraus, und gab sie dem Doctor, der einige Zeilen schrieb.

Es war ein Befehl an seinen Gehilfen, ihm augenblicklich aus der Schiffsapotheke die bezeichneten Arzneien zu senden.

Da Mahauni den Bootsleuten die nöthige Weisung nicht geben konnte, so eilte der Chevalier mit dem Billet an den Landungsplatz.

Er gab den vier Matrosen einen Louisd'or, um sie zur Eile anzutreiben. Das Boot fuhr sogleich ab.

Der Chevalier begab sich wieder in die Hütte zurück.

Der Doctor war abwesend. Der Chevalier fragte nach ihm. Er hatte sich durch Vermittlung des Capitäns den Fluß zeigen lassen.

Der Chevalier, der ihn gern allein sprechen wollte, eilte ihm nach. Er fand ihn bis an die Knie im Wasser stehend und ein Heilkraut pflückend.

Der Doctor grüßte, fuhr aber in seiner Arbeit fort. Er schien zu ahnen, daß man ihn mit Fragen bestürmen wollte, auf die er keine sehr befriedigenden Antworten zu geben hatte.

»Sie kennen also den Capitän Dumesnil?« fragte der Chevalier.

Digitized by Google

»Ich ſah ihn geſtern zum erſten Male am Bord des »Dauphin,« antwortete der Doctor.

»Am Bord des »Dauphin?« Was wollte er denn am Bord des »Dauphin?«

»Er wollte ſehen, ob wir keine Nachrichten aus Frankreich mitbringen, und er wollte durchaus einen unſerer Paſſagiere ſprechen. Wir gaben ihm zu bedenken, daß das gelbe Fieber am Bord ſey, aber er ließ ſich nicht abſchrecken.«

Dieſe Worte des jungen Arztes waren ein Donnerſchlag für den Chevalier.

»Das gelbe Fieber!« ſagte er. »Dumesnil hat alſo das gelbe Fieber?«

»Ich fürchte es,« antwortete der junge Arzt.

»Aber das gelbe Fieber iſt tödtlich!« ſtammelte Dieudonné ſchaudernd.

»Wenn Sie die Mutter, die Schweſter oder der Sohn des Capitäns wären, ſo würde ich Ihnen antworten: zuweilen. Aber Sie ſind ein Mann, Sie ſind nur ſein Freund, und ich antworte Ihnen: faſt immer!«

Der Chevalier zitterte.

»Wiſſen Sie gewiß,« fragte er, »ob es wirklich das gelbe Fieber iſt?«

»Ich hoffe, daß es nur ein gaſtriſches Fieber iſt,« antwortete der Doctor; »die Symptome ſind gleich.«

»Und wenn es ein gaſtriſches Fieber iſt, werden Sie ihn retten?«

»Ich habe dann wenigſtens mehr Hoffnung.«

»O mein Gott! mein Gott!« jammerte der Chevalier in Thränen ausbrechend.

Digitized by Google

Der junge Arzt sah den Mann an, der wie ein Frauenzimmer schluchzte.

»Ist denn der Capitän Ihr Verwandter?« fragte er.

»Er ist weit mehr als ein Verwandter,« erwiederte Dieudonné; »er ist mein Freund!«

»Sie können versichert seyn,« sagte der junge Arzt und reichte dem Chevalier gerührt die Hand, »daß Ihr Freund auf das Sorgfältigste behandelt werden soll. In Frankreich sind die Franzosen Landsleute, in der Fremde sind sie Brüder.«

»O mein Gott! warum ist er auch an Bord dieses Schiffes gegangen?« Warum hat er mich nicht hingeschickt? Ich wäre dann erkrankt und nicht er; ich würde dann sterben und nicht Dumesnil!«

Der Doctor betrachtete mit einer gewissen Bewunderung diesen Mann, der so ohne alle Ruhmredigkeit sein Leben für die Rettung eines Freundes anbot.

»Ich sage Ihnen ja,« erwiederte er, »daß ich noch nicht alle Hoffnung verloren habe. Es kann ebenso gut ein heftiges gastrisches Fieber als das gelbe Fieber seyn, und dann werde ich ihn retten.«

»Wer ist denn der Passagier, den er aufsuchte?«

»Ein Freund von ihm.«

»Dumesnil hatte keinen andern Freund als mich, sowie ich keinen andern Freund hatte als ihn,« sagte der Chevalier wehmüthig.

»Sie umarmten sich aber doch,« sagte der Doctor, »als ob sie sich freuten, einander wieder zu sehen.«

»Wie heißt der Passagier?« fragte der Chevalier.

Digitized by Google

»Baron de Chalier,« sagte der Arzt.

»Baron de Chalier? Den kenne ich nicht. — Ach! warum hat er mich nicht zu dem verwünschten Baron de Chalier geschickt!«

»Wahrscheinlich weil er ihn persönlich zu sprechen wünschte, und die Unterredung vor Ihnen geheimhalten wollte. Sagen Sie ihm daher kein Wort von meiner Indiscretion; denn in seinem Zustande könnte die mindeste Aufregung sein Leben in Gefahr bringen.«

»O! fürchten Sie nichts,« sagte der Chevalier, die Hände faltend, »ich werde ihm kein Wort davon sagen.«

Man begab sich wieder in die Hütte. Der Chevalier faßte die heißen Hände seines Freundes.

»Wie befindest Du Dich?« fragte er.

»Sehr schlecht, ich habe fürchterliche Leibschmerzen.«

»Ich will Ihnen eine Ader öffnen,« sagte der Doctor. »Herr Chevalier, lassen Sie dieses Kraut in einer Maß Wasser sieden.«

Der Chevalier gehorchte mit der Folgsamkeit eines Kindes und mit der Bereitwilligkeit einer Krankenwärterin.

Unterdessen schnürte der Arzt die Binde um den Arm des Kranken und nahm eine Lanzette aus seinem Besteck.

»Halten Sie das Becken, Chevalier.«

Dieudonné gehorchte.

Der Doctor stach die Ader, aber der Organismus des Kranken war schon so zerrüttet, daß das Blut nur tropfenweise hervorkam.

Der Arzt stach die Lanzette tiefer ein; nun strömte das schwarze, bereits zersetzte Blut stark hervor.

Digitized by Google

Der Chevalier wurde ohnmächtig.

Der Capitän schien dies benützen zu wollen.

»Herr Doctor,« sagte er, »ich fühle, daß ich nicht zu retten bin. Sagen Sie Herrn von Chalier, daß ich ihm das Kind, von welchem ich gestern mit ihm sprach, noch einmal dringend empfehle. Ich lasse ihn bitten, den Chevalier de la Graverie, wenn er ihm zufällig begegnet, nichts davon zu sagen; Bertha müßte denn sehr wichtige Gründe haben, anerkannt zu werden. Er mag diese Gründe beurtheilen. — Haben Sie mich wohl verstanden?«

»Ja, Capitän,« erwiederte der Doctor, der die Wichtigkeit seiner Mission erkannte, »und will versuchen, Ihnen Wort für Wort zu wiederholen, was Sie mir aufgetragen haben.«

Er wiederholte in der That den Auftrag des Capitäns auf das Genaueste.

»Es ist gut,« sagte der Kranke. — »Mahauni, bespritze das Gesicht des armen Chevaliers mit kaltem Wasser.«

Mahauni, die vor dem Feuer saß und den Trank kochte, hatte gar nicht bemerkt, daß der Chevalier ohnmächtig war; sie gehorchte dem Befehl des Capitäns mit einer Bereitwilligkeit, welche bewies, daß sie an ihrem Schwimmschüler großen Antheil nahm.

Der Chevalier kam wieder zur Besinnung, als der Doctor eine Compresse auf die geschlagene Ader legte.

Der Aderlaß verschaffte dem Capitän eine kurze Erleichterung; aber gegen zwei Uhr Nachts begann das Erbrechen.

Der Doctor warf dem Chevalier einen Blick zu, welcher zu sagen schien: Das fürchtete ich!

Digitized by Google

Der Chevalier verstand diesen Blick und entfernte sich, um sich ungestört seinem Schmerz zu überlassen.

Der folgende Tag verstrich unter abwechselnder Besserung und Verschlimmerung. Gegen Abend wurde der Zustand sehr bedenklich: das Gesicht war glühend roth, das Schlucken fast unmöglich, das Erbrechen wurde häufiger. Der Arzt nahm den Verband von dem Arme des Kranken und fand die Wunde mit einem schwarzen Rande umgeben.

Nun konnte er aus dem hoffnungslosen Zustande des Kranken kein Geheimniß mehr machen. Da der Capitän noch vollkommen bei Verstande war, so erklärte der Doctor dem Chevalier, sein Freund habe keine Zeit zu verlieren, wenn er einige letztwillige Verfügungen zu treffen habe.

Der Doctor mußte, wenn auch nur auf einige Stunden, an Bord zurückkehren; er versprach am andern Morgen wiederzukommen und ließ schriftliche Anordnungen über die Behandlung des Kranken zurück. Er erklärte für die Hauptsache, den Muth des Letztern möglichst aufrecht zu halten.

Diese Anordnung war überflüssig: der Starke war der Kranke; der Schwache, sein Wärter, der sich wohl befand.

Der Chevalier hatte das Lager seines Freundes keinen Augenblick verlassen; er pflegte ihn eben so sorgsam, wie der Capitän ihn gepflegt hatte, als er den Fuß gebrochen hatte; er gab nicht zu, daß er die Arznei aus einer andern Hand nahm.

Dieses Benehmen des armen Dieudonné war um so verdienstlicher, da er selbst auf das tiefste erschüttert war, und die Leiden seines Freundes nur mit Widerstreben ansah. Wir haben gesehen, daß er in Ohnmacht fiel, als dem Capitän

Digitized by Google

eine Ader geöffnet wurde, und nachher war er oft wieder einer Ohnmacht nahe.

Jetzt, nachdem der Arzt den Kranken faſt aufgegeben hatte, war's noch ſchlimmer. Dieudonné wurde von furchtbarer Angſt ergriffen, wenn ſich der Capitän auf ſeinem Lager wälzte; wenn der Kranke hingegen einſchlummerte, ſo betrachtete Dieudonné dieſen Zuſtand als das bedenklichſte Symptom; er ſchüttelte den Capitän und fragte: »Wie befindeſt Du Dich? Antworte mir doch!« Und wenn der Kranke nicht antwortete, ſo rang er jammernd die Hände.

Mitten in einem ſolchen heftigen Ausbruche des Schmerzes glaubte der nichtſchlafende, ſondern nachſinnende Dumesnil, der Augenblick ſey gekommen, dem Freunde ſeine letzten Weiſungen zu geben.

Der Capitän beſaß einen ernſten, ſtoiſchen Charakter; er betrachtete ohne Furcht für ſich wenigſtens, den verhängnißvollen Uebertritt in das unbekannte Jenſeits, und er wurde nur durch den Gedanken an die Verlaſſenheit ſeines Freundes beunruhigt.

»Lieber Dieudonné,« ſagte er, »trockne deine Thränen, die eines Mannes unwürdig ſind, und höre meinen Rath, wie Du deine Lebensweiſe einzurichten haſt, wenn ich nicht mehr ſeyn werde.«

Bei den erſten Worten des Kranken ſchwieg der Chevalier wie durch einen Zauberſchlag. Dumesnil, der ſeit beinahe zwei Stunden keinen Laut von ſich gegeben hatte, ſprach ſo ruhig, daß man hätte glauben können, Gott habe ein Wunder an ihm gethan; aber als er an die Worte kam: »wenn ich nicht mehr ſeyn werde,« rang Dieudonné verzweifelnd die

Digitized by Google

Hände, ſchloß den Kranken in ſeine Arme und klagte mit bittern Worten über die Härte des Schickſals.

Der Capitän fühlte nicht mehr die Kraft, den übermäßigen Schmerz ſeines Freundes mit Gründen zu bekämpfen; er ſtammelte mit matter Stimme:

»Dieudonné, Du tödteſt mich!«

Der Chevalier trat zurück, ſank auf die Knie und hob bittend die Hände empor.

»Verzeihe mir, Dumesnil,« ſagte er. »Ich will kein Wort mehr ſagen, ich will Dich ruhig anhören.«

Aber die hellen Thränen rannen ihm über die Wangen.

Dumesnil ſah ihn einige Augenblicke mit tiefem Mitleid an.

»Weine nicht ſo, mein armen Camerad! Ich bedarf meiner ganzen Kraft, um als Mann und Soldat die letzte Grenze zu überſchreiten, und dein Jammer zerreißt mir das Herz — Dieudonné,« ſetzte er mit ganz militäriſcher Entſchiedenheit hinzu, »wir müſſen in dieſer Welt ſcheiden!«

»Nein, nein,« ſagte Dieudonné; »nein, Du wirſt nicht ſterben, es iſt unmöglich!«

»Aber Du mußt doch darauf gefaßt ſeyn,« antwortete der Kranke.

»Ich ſoll Dich künftig nicht mehr ſehen? Nein, ſo grauſam wird Gott nicht ſeyn!«

»Es müßte dann die Seelenwanderung dort oben an der Tagesordnung ſeyn,« ſagte der Capitän lächelnd. »In dieſem Falle möchte ich in die Haut eines Hundes fahren. Wir müſſen uns in das Unvermeidliche fügen, lieber Freund.«

Dieudonné ſchloß den Freund, der bald auf immer ſcheiden ſollte, in ſeine Arme.

Digitized by Google

»Nur Muth gefaßt!« fuhr der Capitän fort. »Wahrhaftig, es scheint als ob Du die Welt verlaſſen ſollteſt — Ich will Dir, ſo lange als ich noch die Kraft habe, einen guten Rath geben. Bleibe hier, wenn Du kannſt, obgleich ich kaum glaube, daß Du hier ohne mich viel Vergnügen finden wirſt.«

»O nein, nein!« ſchluchzte Dieudonné; »wenn ich das Unglück habe dich zu verlieren, ſo gehe ich nach Frankreich zurück!«

»Nach Belieben, Freund. In dieſem Falle nimm meine Leiche mit; es wird Dir einige Zerſtreuung machen, und Du wirſt glauben, daß wir nicht völlig ſcheiden. Ich bin aus einer traurigen, langweiligen Provinzſtadt, aus Chartres. Aber zu Chartres liegen meine Eltern und eine geliebte Schweſter begraben. Unſere Familie hat dort eine Gruft, in der noch ein Platz leer iſt; Du ſetzeſt mich hinein und läßt den Eingang vermauern. Ich bin der Letzte der Familie. Wenn alles dies geſchehen iſt, ſo zieh Dich von der Welt zurück, lebe als Hageſtolz, nemlich als Egoiſt, werde ein Eßkünſtler, ein Feinſchmecker; mit Einem Worte: der Magen vertrete bei Dir die Stelle des Herzens. — Ach! lieber Dieudonné, zum Lieben fehlt Dir die Kraft!«

Dumesnil ſank erſchöpft auf ſein Kiſſen zurück. Einige Minuten nachher begann er zu phantaſiren; aber in der Fieberphantaſie ſchien ihn ein Gedanke zu verfolgen: die Seelenwanderung. Ein Hund, und zwar ein ſchwarzer Hund ſchien ſeinem zerrütteten Geiſte vorzuſchweben.

Unterdeſſen kam der junge Arzt wieder; er erſchien nur, um ſein Verſprechen zu halten und ſeine Berufspflicht zu erfüllen. Er ſah auf den erſten Blick, daß der Capitän nicht mehr zu retten war.

Digitized by Google

Dieudonné lag auf den Knien und ſchluchzte und rang die Hände. Von Zeit zu Zeit lauſchte er auf die ſchweren, pfeifenden Athemzüge des Sterbenden und verfiel endlich in einen Zuſtand der Beſinnungsloſigkeit, aus welchem er durch die Worte des Doctors: »Er iſt todt!« geweckt wurde.

Er richtete ſich nun auf, warf ſich jammernd auf den Todten, und hielt ihn ſo feſt umſchlungen, daß man Gewalt anwenden mußte, um ihn loszumachen.

XIV.

Rückkehr nach Frankreich.

Glücklicherweiſe hatte Dieudonné Pflichten gegen ſeinen dahingeſchiedenen Freund zu erfüllen. Schwache Menſchen fürchten die Einſamkeit; nur ſtarke Geiſter dulden im Stillen, die meiſten Menſchen hingegen ſuchen Zerſtreuung, Ueberreizung, um ſich zu betäuben, ſich ſelbſt gleichſam zu entfliehen.

Der »Dauphin,« der die Reiſe um die Welt machte, zu Manilla das gelbe Fieber an Bord geſchleppt hatte, war auf der Rückreiſe nach Frankreich und wollte in zwei Tagen die Anker lichten.

Dies war ein Glück für den Chevalier, denn er mochte nicht länger bleiben in dem irdiſchen Paradieſe, wo er mit ſeinem Freunde ſo glücklich geweſen war. Er ſchrieb an den Capitän des »Dauphin,« um für ſich und den Sarg ſeines Freundes die Ueberfahrt zu erbitten.

Der junge Arzt verſprach ſeine Vermittlung, und der Schiffscapitän machte keine Schwierigkeiten.

Als der Doctor wieder ans Land kam, war der Sarg aus Eichenholz ſchon fertig.

Digitized by Google

Dieudonné nahm den kleinen Schlüssel zu der Schatulle vom Halse des Todten, um diese Reliquie fortan auf seiner Brust zu tragen.

Dann ließ er den Todten in das schönste und weißeste Stück Stoff hüllen, das er finden konnte, streute selbst Bananen- und Pandanusblätter in den Sarg, legte die Leiche seines Freundes auf dieses weiche Lager, das die Tahitierinnen mit Blumen schmückten, küßte ihn noch einmal auf die Stirn und ließ den Sarg zunageln.

Jeder Hammerschlag durchzuckte sein Herz; aber wie dringend man ihn auch bat sich zu entfernen, so blieb er doch bis der letzte Nagel eingeschlagen war.

Inzwischen wurde es Nacht. — Am andern Morgen sollte das Boot des »Dauphin« den Todten und den Lebenden abholen. Da die Eingebornen keinen Todten über Nacht in ihren Häusern dulden, so ließ Dieudonné den Sarg unter den Citronenbaum stellen, wo Mahauni unmittelbar nach der Ankunft der Fremden übernachtet hatte. Dann ließ er seine Matratze neben den Sarg legen und begab sich, den Kopf an den Sarg lehnend, zur Ruhe.

Am andern Morgen packte er Alles zusammen was dem Capitän Dumesnil gehört hatte: Kleider, Waffen, vor allen Dingen aber die Schatulle.

Dieudonné fühlte noch nicht die Kraft, diese zu öffnen; wahrscheinlich enthielt sie einige letztwillige Anordnungen, die ihm das Herz brechen mußten. Er dachte, es sey Zeit genug, sie in Frankreich, in Chartres, nach dem Begräbniß seines Freundes zu öffnen.

Endlich schenkte er den betrübten Tahitierinnen eine Menge Kleinigkeiten, welche diese naiven Naturkinder gern haben zu wollen schienen.

Digitized by Google

Das Boot kam zur bestimmten Stunde, um den Chevalier abzuholen. Außer den vier Ruderern waren vier Matrosen, ein Bootsmann und der Doctor darin.

Alle Einwohner von Papaite begleiteten den Sarg und den Chevalier bis ans Meeresufer. Der biedere, derbe Dumesnil war sehr beliebt gewesen, noch mehr aber bedauerte man die Abreise des sanften, gutmüthigen, freigebigen Dieudonné.

Am Landungsplatze nahmen die Männer Abschied von ihrem Gast; die Weiber, die sich noch nicht von ihm trennen mochten, sprangen ins Meer und schwammen wie Syrenen um das Boot. Einige, die den Weg bis zum Schiffe etwas lang fanden, riefen dem Chevalier Lebewohl zu und verließen ihn auf halbem Wege. Fünf oder sechs hielten aus bis zu der Brigg.

Als der Chevalier die Leiter bestieg, sank Mahauni weinend in seine Arme und fragte, ob er sie mitnehmen wolle.

Dieses Anerbieten des holden Naturkindes rührte ihn tief. Er war unschlüssig, aber er dachte an den Rath seines sterbenden Freundes, faßte einen festen Entschluß, stieß die schöne Mahauni zurück und stieg rasch auf das Verdeck.

Die Tahitierinnen schwammen noch eine Weile um die Brigg; aber als ihr Freund, der Chevalier, nicht wieder zum Vorschein kam, warfen sie den Matrosen Kußhände zu und schwammen ans Land zurück.

Zwei- oder dreimal hielt Mahauni an und sah sich nach der Brigg um; aber als sie den Chevalier nicht erblickte, tauchte sie unter, um ihre Thränen abzuwaschen, und erschien ganz freundlich wieder auf der Wasserfläche.

Wir bemerken dies ausdrücklich, damit unsere Leser die tahitische Ariadne nicht allzusehr bedauern, zumal wenn sie vielleicht in sentimentalen Romanen gelesen haben, daß sich

Digitized by Google

Inſulanerinnen, die von Europäern verlaſſen worden, über die Treuloſigkeit der Letztern zu Tode gegrämt.

Dieudonné erſchien nicht auf dem Verdeck, weil er mit der Unterbringung des Sarges in ſeiner Cajüte beſchäftigt war.

Während er dieſe Anordnungen traf, kam eine ſchöne ſchwarze Hündin in die Cajüte und ſah ihn mit ihren großen klugen Augen an.

Der Chevalier wurde durch den Anblick des Hundes ſo ergriffen, daß er auf einen Stuhl ſank und von neuem in Thränen ausbrach: er erinnerte ſich einiger kaum verſtändlichen Worte, die ſein ſterbender Freund gelallt hatte.

Er nahm den Kopf des ſchönen Hundes in beide Hände, aber er mochte dieſe Liebkoſung wohl nicht mit gehöriger Schonung machen, denn der Hund lief davon.

Der Chevalier fragte einen Matroſen, wem die ſchöne neugierige und doch ſo ſcheue Hündin gehöre.

Der Matroſe antwortete, ſie gehöre einem Paſſagier und habe geſtern vier Junge geworfen; drei derſelben habe man ins Meer geworfen, und das Thier ſey wahrſcheinlich zu dem vierten geeilt; dies werde wohl die Urſache ſeyn, warum es ſich den Liebkoſungen des Chevaliers entzogen.

Da der Wind günſtig war, ſo ließ der Capitän die Anker lichten. Das nächſte Ziel der Reiſe war Valparaiſo, wo ein Paſſagier abgeſetzt werden ſollte.

Der Chevalier hatte nicht vergeſſen, wie ſehr er von Havre nach Neuyork und von San Francisco nach Tahiti an der Seekrankheit gelitten; ſeine erſte Sorge war daher, ſich in ſeine Hangematte zu legen und ſich dem ihm zur Bedienung zugewieſenen Matroſen zu empfehlen.

Dieſe Vorſorge war nicht überflüſſig. Nach drei Tagen

Digitized by Google

der schönsten Fahrt trat stürmisches Wetter ein, welches beinahe vierzehn Tage anhielt. Der Chevalier stand nicht auf; der Matrose, der ihm zu essen brachte, war immer von der schönen schwarzen Jagdhündin begleitet, denn das kluge Thier wußte wohl, daß der Chevalier die Speisen fast unberührt ließ.

Am achtzehnten oder neunzehnten Tage, als die See noch immer hoch ging und der Chevalier immer in seinem Bett lag, kam die Hündin wie gewöhnlich, aber dieses Mal in Begleitung des kleinen Hundes, der bereits auf dem Verdeck zu laufen begann.

Der kleine Hund, ein Miniaturbild seiner Mutter, war allerliebst. Ungeachtet seines Entschlusses, ganz theilnahmlos zu bleiben, begann der Chevalier den kleinen Black — so hieß der junge Jagdhund — mit Liebkosungen zu überhäufen. Er fütterte ihn mit gestoßenem Zucker, den der kleine Black gewissenhaft bis auf die letzte Krume aus seiner Hand aufleckte.

Oft war der Chevalier im Begriff, den Matrosen zu fragen, ob der Herr des Hündchens wohl geneigt seyn würde, dasselbe zu verkaufen; aber er dachte an die Mahnung Dumesnil's: Werde ein Egoist! hänge dein Herz an gar nichts! Er verbannte gewaltsam den Gedanken, irgend einem Geschöpf und wäre es auch nur ein Hund, einen Theil seines Herzens zu schenken, das seinem Freunde ganz und ungetheilt gehören sollte.

In jedem andern Verhältniß würde Dieudonné dieser langen Abgeschiedenheit überdrüssig geworden seyn und er würde sich, auf die Gefahr hin, die Seekrankheit in höherem Grade zu bekommen, auf das Verdeck geschleppt haben; aber er war ja nicht allein in seiner Cajüte, er war mit dem Theile seiner Selbst, welchen ihm der Tod so grausam entrissen, und er

Digitized by Google

fühlte mit einer gewissen Selbstbefriedigung, daß seine Liebe nie erkalten, seine Thränen nie versiegen würden.

Es dauerte noch vier bis fünf Tage, bis sich das Meer wieder beruhigte; dann hörte das Schwanken des Schiffes plötzlich auf und völlige Ruhe trat ein.

Dieudonné rief seinen Matrosen und fragte ihn um die Ursache dieser Ruhe.

Der Matrose antwortete, das Schiff befinde sich auf der Rhede von Valparaiso; wenn der Chevalier aufstehen wolle, so könne er die Küste von Chili und den Anfang des schönen Thales sehen, welches wegen seiner unvergleichlichen Schönheit den Namen »Valparaiso«, das ist »Thal des Paradieses« erhalten hat.

Der Chevalier erklärte sich bereit sein Lager zu verlassen; aber da Black mit seiner Mutter da war, so spendete er seinen Lieblingen zuerst Brot, Fleisch und Zucker.

Die Hündin wurde mitten in der Mahlzeit durch einen lauten Pfiff gestört; sie hob den Kopf, aber zögerte noch.

Ein zweiter Pfiff und gleich darauf der Name Diana, offenbar von ihrem Herrn gerufen, machte ihrer Unschlüssigkeit ein Ende, und sie lief mit ihrem Jungen davon.

Der Chevalier kleidete sich an und begab sich auf das Verdeck.

In dem Augenblicke als sein Kopf in der Lucke erschien, fuhr die Schaluppe ab, um den Passagier, der zu Valparaiso abgesetzt werden sollte, an's Land zu bringen.

Der Chevalier, durch den Anblick der wundervollen Küste unwillkürlich gefesselt, trat an den Bord des Schiffes. Sein Blick fiel nun auf das Boot, welches schon etwa hundert Schritte entfernt war.

Digitized by Google

In dem Boote befand sich die schöne Hündin, die den Kopf auf das Knie des abfahrenden Passagiers gelegt hatte.

Der Chevalier rief seinen Matrosen.

»François,« fragte er, »wird Black mit seiner Mutter wohl wiederkommen?«

»Nein, Herr Chevalier,« antwortete der Matrose; »die beiden Hunde gehören Herrn von Chalier und gehen mit ihm an's Land.«

Dieudonné erinnerte sich dieses Namens. Es war der Name des Freundes, der die unschuldige Ursache des Todes Dumesnil's gewesen war. Aber wie schuldlos auch dieser Fremde war, so war Dieudonné doch sehr erzürnt gegen ihn.

»Es freut mich, daß er geht. Dumesnil hatte ihn sehr lieb, sein Anblick würde mich zu sehr ergriffen haben. — Nur den kleinen Hund vermisse ich sehr ungern. Im Grunde ist's freilich recht gut, daß das Hündchen nicht am Bord geblieben ist; ich fing schon an ihm gut zu werden.«

Am andern Morgen wurden die Anker gelichtet. Zwei Monate darauf landete man zu Brest.

Eine Woche nachher traf der Chevalier mit der irdischen Hülle seines Freundes in Chartres ein.

XV.

Wo der Chevalier dem Capitän die letzte Ehre erweist und sich zu Chartres ansiedelt.

Der Chevalier stieg im Gasthofe ab und zog sogleich Erkundigungen ein.

Der Capitan Dumesnil hatte keine Verwandten mehr; aber viele Einwohner von Chartres hatten den Capitän gekannt

Digitized by Google

und ließen seinem Muth und seiner Biederkeit alle Gerechtigkeit widerfahren.

Dieudonné begab sich zum Todtengräber und ließ sich das Grab der Familie Dumesnil zeigen. Ein Fach der Gruft war noch leer, wie der Capitän gesagt hatte.

Der Chevalier hatte die Vorsicht gebraucht, einen vom Schiffsarzte und dem Schiffscapitäne unterzeichneten Todtenschein ausstellen zu lassen. Mit diesem amtlichen Document in der Hand konnte er das letzte Marmorbett für seinen entschlafenen Freund verlangen.

Er schickte Todesanzeigen an alle Honoratioren in der Stadt und ließ das Ableben Dumesnil's in den Zeitungen bekannt machen. Nächsten Montag sollte das Begräbniß stattfinden; die etwa noch lebenden Verwandten des Verstorbenen hatten fast eine Woche Zeit sich einzufinden. Die etwa entfernter wohnenden Angehörigen der Familie Dumesnil konnten den aus einigen hundert Francs bestehenden Nachlaß schriftlich reclamiren. Der Capitän hatte kein Vermögen gehabt und war auf seinen Ruhegehalt von fünfzehnhundert Francs beschränkt gewesen.

Das Begräbniß fand an dem bestimmten Tage statt. Kein Verwandter erschien, aber alle Einwohner der Stadt wohnten dem Begräbniß bei. Der Chevalier war der einzige Leidtragende und ein Sohn würde seinen Vater gewiß nicht aufrichtiger betrauert haben, als der Chevalier seinen Freund betrauerte. Die kaum versiegten Thränen warteten nur auf eine Gelegenheit um von neuem zu fließen, und es that ihm unendlich wohl, sich auszuweinen.

Als die Leiche in die Gruft gesenkt war, wollte den Chevalier de la Graverie einige Worte zu der Menge sprechen, welche sich halb aus Neugier halb aus Theilnahme dem Trauer-

Digitized by Google

zuge angeschlossen hatte, aber er war zu tief ergriffen, um sprechen zu können.

Dies war die beste Art, seinen Dank auszudrücken. Seit jenem Tage ließ Jedermann wenigstens seinem Herzen Gerechtigkeit widerfahren. Man begleitete den Chevalier bis vor den Gasthof.

In seinem Zimmer war Dieudonné ganz allein und verlassen. Er betrachtete die verschiedenen Gegenstände, welche dem Capitän gehört hatten, und unter ihnen die Reiseschatulle. Der Anblick dieser Reliquien entlockte ihm neue Thränen.

Er faßte nun den Entschluß, in Chartres zu bleiben. Kein Ort der Welt war ihm besonders anziehend; eine langweilige, öde Stadt wie Chartres, mit ihrer alten Kathedrale, deren Thürme wie zwei Arme beständig, wie um Barmherzigkeit flehend, zum Himmel emporgestreckt sind, war seiner Stimmung ganz angemessen.

Er wollte von seinen vormaligen Freunden Niemand wiedersehen, Niemand zumal, der Mathilde gekannt hatte und sich vielleicht nach ihr erkundigen mochte. Und gleichwohl hegte er auf französischem Boden die geheime Hoffnung, sie wiederzusehen. Er glaubte an jeder Straßenecke werde sie ihm begegnen und in seine Arme sinken.

Er begann sogleich ein Haus zu suchen und fand das oben beschriebene, welches ihm in jeder Hinsicht passend schien. Er ließ einen Tapezier kommen, bestellte Möbeln und schrieb an seinen Notar mit dem Auftrage, ihm die von seinen Renten rückständigen Summen, sein Silberzeug und andere Kostbarkeiten zu senden.

Der Notar, der dem Chevalier während seiner siebenjährigen Abwesenheit nur einen Theil seiner Rente geschickt hatte, konnte über eine Summe von dreißig- bis vierzigtausend

Digitized by Google

Francs verfügen. Außerdem hatte der Chevalier eine Jahresrente von etwa zwanzigtausend Livres, und mit einer solchen Rente ist man in Chartres ein Crösus.

Nach acht Tagen konnte das Haus bezogen werden. Der Einzug war eine Angelegenheit von großer Wichtigkeit; der Leser wird sich erinnern, wie comfortabel der Chevalier seinen Salon, sein Speisezimmer und zumal sein Schlafgemach eingerichtet hatte.

Wir haben damals absichtlich unterlassen, den Toilettetisch des Chevalier zu beschreiben.

Dumesnil hatte ihm in seinem letzten Augenblicke die Schatulle empfohlen.

Als der Chevalier eingezogen war, beschloß er die Schatulle zu öffnen. Er waffnete sich mit aller Kraft, setzte sich auf seinen weichen orientalischen Teppich nahm die Schatulle zwischen die Knie und öffnete sie, nachdem er zuvor sein Schnupftuch aus der Tasche gezogen hatte.

Die ersten Gegenstände, die er erblickte, öffneten in der That wieder seine Thränenschleußen. Es waren die Geräthe, welche der Capitän bei seiner Toilette gebraucht hatte.

Der Chevalier nahm sie nach einander heraus und legte sie um sich auf den Teppich.

Endlich bemerkte er, daß die Schatulle einen doppelten Boden hatte. Es gelang ihm ohne Mühe das geheime Fach zu öffnen.

Dieses Fach enthielt ein sorgfältig versiegeltes und zusammengeschnürtes Packet. Auf dem Umschlage standen folgende Worte.

»Ich bitte meinen Freund de la Graverie bei unserer Freundschaft und seiner Ehre, dieses Packet an Madame de la Graverie zu übergeben, wenn er sie jemals wieder sieht, oder

Digitized by Google

es an dem Tage, wo er ihren Tod erfahren wird, unerbrochen zu verbrennen.

Dumesnil.«

Der Chevalier wurde nachdenkend; aber es fiel ihm ein, daß Dumesnil, während er, Dieudonné, durch den Beinbruch ohnmächtig gewesen war, Mathilde wiedergesehen hatte; wahrscheinlich hatte sie ihm irgend einen Auftrag gegeben, den er vielleicht nicht vollzogen hatte und dessen Aufklärung sich in dem Packete befand.

Er legte das Packet daher wieder in die Schatulle, verschloß sie sorgfältig, stellte sie in einen Schrank und legte auf seinen Toilettetisch alle Gegenstände, deren sich sein Freund bedient hatte, und die er nun zum Andenken aufbewahren und in Gebrauch nehmen wollte.

Er dachte einige Tage fast unabläßig an das versiegelte Packet, aber es kam ihm nie in den Sinn es zu eröffnen.

In der fremden Stadt war Dieudonné von den alltäglichen Trostgründen, die seinen Schmerz nur vermehrt hätten verschont geblieben. Die Gleichgiltigkeit gegen Alles war das beste Linderungsmittel für seine Trauer.

Er bezog seine neue Wohnung in sehr trüber Stimmung. Er hatte in einem Offizier der Garnison einen vormaligen Cameraden wiedergefunden; er war nicht geneigt die Bekanntschaft mit ihm zu erneuern, aber er wußte, daß das Regiment in wenigen Tagen die Stadt verlassen sollte, und besann sich nicht länger. Er gab sich dem Offizier zu erkennen und erkundigte sich nach mehren Personen, die er vor sechzehn bis achtzehn Jahren als junge, blühende, lebenslustige Männer gekannt hatte. Viele waren längst todt; sie fehlten bei diesem Appell, wie ein General die Todten auf dem Schlachtfelde zählt.

Digitized by Google

Dieudonné wurde nun noch mehr bestärkt in dem Entschlusse, Dumesnil's Rath zu befolgen und sich fortan zu hüten vor jenen flüchtigen Bekanntschaften, die nur wenige Freuden bieten und dem Herzen keine Befriedigung gewähren. Er wollte Alles umgehen, was künftig seine Ruhe stören könnte, und nachdem er von dem Offizier Abschied genommen hatte, nahm er sich vor, seinen älteren Bruder ganz unbeachtet zu lassen, und sich auch nie nach Mathilden zu erkundigen. Das Erstere fiel ihm nicht schwer, ein um so größeres Opfer aber war die Ausführung seines zweiten Entschlusses.

In dieser Abgeschiedenheit hatte sich Dieudonné nur mit seiner eigenen Person zu beschäftigen. Mit den Einwohnern von Chartres kam er nur so viel in Berührung, als nöthig war, um kein Gegenstand lästiger Neugier zu werden. Er vermied zumal sorgfältig jede traulicke Annäherung und hielt sich streng in den Grenzen kalter Höflichkeit. Wenn er je zuweilen im Gespräche etwas zutraulicher wurde, so betrachtete er diese Stimmung als eine Warnung des Himmels, und als ob ihm die Regungen der Freundschaft hätten gefährlich werden können, zeigte er sich am freundlichsten und wohlwollendsten gegen Narren und böse Leute, an denen es nirgends in der Welt, selbst in dem öden Chartres nicht, fehlt.

Nicht minder streng war der Chevalier de la Graverie in allem was sein häusliches Leben betraf. Er verbannte aus seiner Nähe alle Hunde, Katzen und Vögel, die er als Ursachen von Plackereien und Verlegenheiten betrachtete.

Er hatte nur Eine dienende Person. Er wählte immer eine geschickte, aber alte, zänkische Köchin, um sie immer in ehrerbietiger Entfernung von seinem Herzen halten zu können, und entließ sie ohne alle Schonung, nicht etwa aus Aerger,

Digitized by Google

ſondern wenn er merkte, daß ihm ihre Dienſtleiſtungen zu angenehm wurden.

In dieſer Beziehung wurden ſeine kühnſten Wünſche ſeit einiger Zeit übertroffen. Wir haben die Haushälterin Marianna im zweiten Capitel dieſer Erzählung kennen gelernt; wir haben geſehen, wie ſie auf ihren Herrn und den Hund, der ihm nachgelaufen war, eine große Waſſerflut ergoß.

Marianna war häßlich, und ſie wußte es. Dieſes Bewußtſeyn der Häßlichkeit trug nicht wenig zur Verbitterung ihres Gemüthes bei, ſo daß der Chevalier de La Graverie das Glück hatte, die unangenehmſte Perſon, die er je kennen gelernt, in ſeinem Hauſe zu haben. Herzensleiden hatten den größten Antheil an dieſer ſtets aufgeregten, zänkiſchen Stimmung; unter dem Vorwande, ſich an einem Treuloſen zu rächen, quälte ſie den armen Dieudonné, ohne zu ahnen, welchen Dienſt ſie ihm damit erwies; er hatte ja eine dienende Perſon im Hauſe, zu der er unmöglich die mindeſte Zuneigung fühlen konnte.

Aber Marianna beſaß außer ihrer Grobheit und ihrem zänkiſchen Charakter noch andere, für den Chevalier höchſt ſchätzbare Eigenſchaften; ſie war ohne Widerrede die geſchickteſte Köchin in Chartres, und wir haben im Anfange unſerer Erzählung bereits angedeutet, daß die Bauchdienerei die Lieblingsſünde des Chevaliers war. In dem Maße als ſein Herz einſchrumpfte, dehnte ſich ſein Magen aus. Der Küchenzettel ſpielte in ſeinem Leben eine Hauptrolle, und obſchon er ſich durch einige Indigeſtionen überzeugt hatte, daß keine Freude hienieden vollkommen iſt, ſo erwartete er die Stunde der Tafel doch immer mit großer Sehnſucht. Marianna war für ihn die wichtigſte Perſon auf Erden.

Nach und nach gewöhnte ſich der Chevalier ſo gut an

Digitized by Google

dieses Schneckenleben, daß die allerunbedeutendsten Vorfälle für ihn hochwichtige Ereignisse wurden. Das Summen einer Fliege verursachte ihm Nervenzucken, und da er unablässig mit seiner theuern Person beschäftigt war, so wurde seine Ruhe von Zeit zu Zeit getrübt durch die Atome, die seine rastlose Phantasie durch ein Vergrößerungsglas sah.

Er war eigentlich kein schlechter Mensch geworden; sein Herz hatte etwas von der Härte des Schneckenhauses angenommen, in welches es sich geflüchtet hatte, und seine ursprünglichen guten Eigenschaften waren durch diese beständige Sorge für das eigene Ich sehr abgestumpft worden; seine Herzensgüte wurde negativ; er mochte seine Mitmenschen nicht leiden sehen, aber seine Menschlichkeit entsprang aus dem unangenehmen Gefühl, welches ihm der Anblick des Elends verursacht hatte, und aus dem sich unwillkürlich ihm aufdrängenden Gedanken, daß er selbst vielleicht auch unglücklich werden könne. Er würde seine Almosen gern verdoppelt haben, wenn man ihm nur den Anblick eines Bettlers hätte ersparen können. Das Mitleid war bei ihm eine Verstimmung der Nerven geworden, an welcher sein immer mehr einschrumpfendes Herz keinen Antheil hatte.

Es geht mit den Tugenden und Lastern wie mit einer Geliebten; wenn man einen Monat von ihr getrennt gewesen ist, so vermißt man sie nicht mehr und denkt nicht mehr an sie.

Dahin war's also nach acht- bis neunjährigem Aufenthalte zu Chartres mit dem Chevalier de la Graverie gekommen.

Ende des ersten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.